

8

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1974



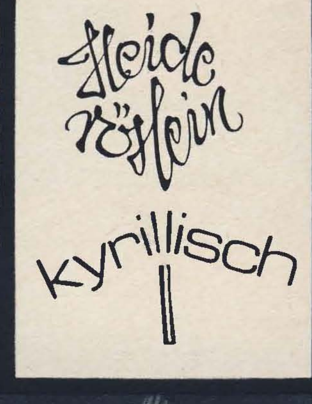


90



28





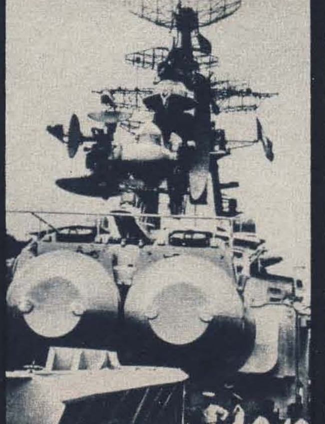
68

INHALT



76

40







12



59

54

Darf mein Schrank geöffnet und kontrolliert werden, wenn ich nicht dabei bin?
Soldat Ekkehard Lux

Kriege ich frei, wenn mich meine Frau hier über das Wochenende besuchen will?
Soldat Karlheinz Beyer



Wäre die AR ein gewisser Sender, so könnte ich jetzt mit dessen Antwortstereotyp beginnen: Im Prinzip nein, aber...
Und das wäre nicht mal falsch. Denn grundsätzlich bestimmt die (auf Seite 86 der Vorschrift über den inneren Dienst zu findende) Schrankordnung, daß Kontrollen dieser Art im Beisein des Genossen zu erfolgen haben, dem der Schrank gehört. Das wiederum gehört sich so, weil der Schrankinhalt – die Bekleidung und Ausrüstung also – sozialistisches Eigentum ist, das dem einzelnen anvertraut wurde. Folglich hat er dafür geradezustehen, daß es stets in Ordnung und vollständig ist. Wie könnte er das aber, wenn jeder Zugang zu seinem Schrank und damit zu den ihm überantworteten Sachen hat? Zudem befinden sich darin auch noch Dinge, die sein persönliches Eigentum sind. Deswegen die prinzipielle Festlegung, die ich nannte. Sie sichert jedem Genossen sein Recht und ermöglicht ihm seine Pflichterfüllung.
Nun kann es im militärischen Leben jedoch auch zwingende Notwendigkeiten geben, wo Vorgesetzte an den Schrank heranmüssen, obwohl oder gerade weil der betreffende Genosse nicht da ist.
Nehmen wir an, Sie haben sich bei der Ausbildung im Gelände verletzt. Eine stationäre Behandlung ist erforderlich. Sie werden gleich vom Fleck weg in den Med.-Punkt gebracht. Ganz sicher wird es Sachen geben, die Sie brauchen und die sich in Ihrem Schrank befinden – und wenn es nur Zahnbürste und Rasierzeug sind. Ergo muß man ran an den Schrank. Zu diesem Zweck haben Sie ja auch den Zweitschlüssel zum Sicherheitsschloß, mit dem er verschlossen ist, beim Hauptfeldwebel hinterlegt.
Wie aber geht das nun vor sich? Auch hierzu trifft die DV 010/0/003 eindeutige Regelungen. Sie besagen: Muß Ihr Schrank aus zwingenden Notwendigkeiten geöffnet werden, so darf das nur auf ausdrücklichen Befehl des Kompaniechefs oder eines höheren Vorgesetzten geschehen. Dabei müssen mindestens zwei Zeugen anwesend sein. Und wörtlich heißt es in der Schrankordnung: „Über das Öffnen, die Kontrolle bzw. über den Inhalt des Schrankes ist ein Protokoll anzufertigen und vom Kontrollierenden sowie von den Zeugen zu unterschreiben. Das Protokoll ist von dem Vorgesetzten, der das Öffnen des Schrankes befohlen hat, zu bestätigen und aufzubewahren." Danach ist der Schrank wieder sicher zu verschließen bzw. zu gewährleisten, daß der Inhalt sicher aufbewahrt wird.
Nur so ist es korrekt.

*

Leider läßt sich Ihre so absolut gestellte Frage nicht gleichermaßen absolut beantworten. Dieweil es nämlich bestimmte Faktoren gibt, die dabei von Ihrem Kommandeur zu berücksichtigen sind.
Zunächst aber sei gesagt, daß die militärischen Bestimmungen – konkret die Urlaubsordnung – es durchaus gestatten, daß Sie beim Besuch Ihrer Frau von Sonnabend nach Dienst bis zum Sonntag um 24.00 Uhr Ausgang bekommen können. Demnach brauchen Sie in der dazwischen liegenden Nacht nicht in die Kasernenstube zurück, sondern können sich mit Ihrer Frau ein Hotelzimmer nehmen. Ob das allerdings möglich ist, hängt nicht nur von den Hotelkapazitäten Ihrer Garnisonstadt ab, sondern zuallererst von den Erfordernissen der Gefechtsbereitschaft und des militärischen Dienstes. Der Besuch Ihrer Frau ist also keineswegs eine Blankovollmacht für den Ausgang. Es kann aus Gründen der militärischen Aufgabenerfüllung nicht so sein: „Hier ist meine Frau – nun her mit der Ausgangskarte!" Ich rate Ihnen, möglichst frühzeitig mit Ihrem Kompaniechef darüber zu sprechen. Und wenn irgend es geht und Sie zudem ein guter, pflichtbewußter Soldat sind, wird er Ihnen sicher auch die Genehmigung erteilen. Erst danach sollten Sie das Hotelzimmer bestellen und alles andere regeln. Mir bleibt mit Ihnen zu hoffen, daß kein Alarm oder eine andere militärische Notwendigkeit Ihre Pläne durchkreuzt und Sie ein angenehmes Wochenende mit Ihrer Frau verbringen können.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

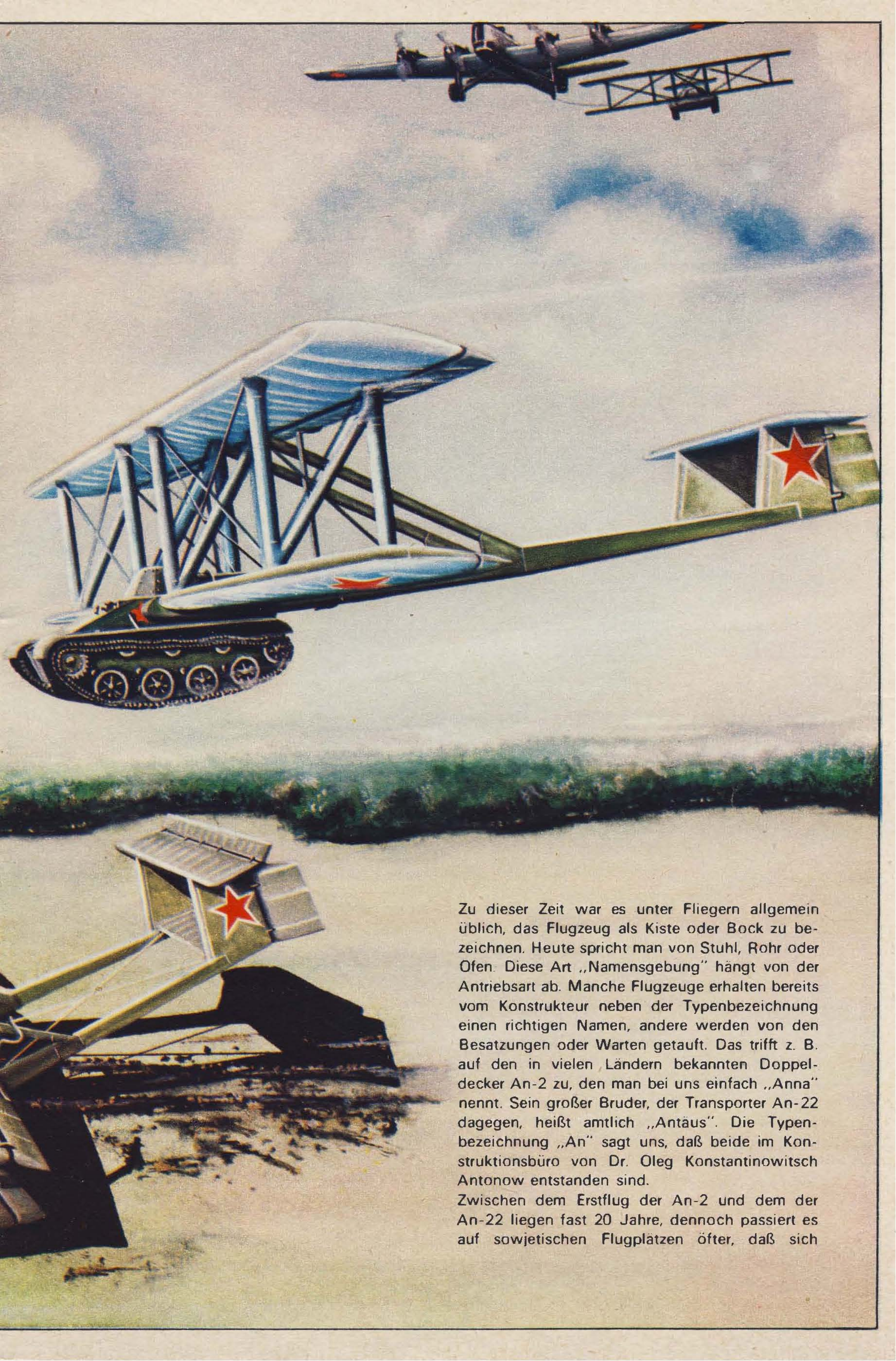
Chefredakteur



Qualitätsmarke An

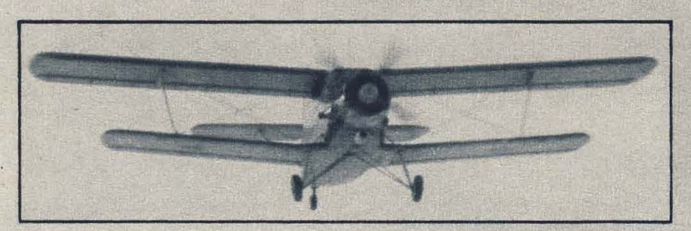
Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen

Ein Schauspiel besonderer Art erlebten 1942 die Soldaten eines frontnahen Flugplatzes vor Moskau: Lautlos glitt ein unbekannter Doppeldecker heran und setzte zur Landung an. Beim Näherkommen waren die Umrisse eines Panzers auszumachen. „Deckung", hieß es da erst einmal. Die roten Sterne am Leitwerk des seltsamen Flugzeugs hoben die Vorsichtsmaßnahme schnell auf. Ein „Fliegender Panzer" war gelandet. Die Erfahrenen unter den Soldaten identifizierten ihn als T-60, aber mit dem Fluggerät wußten sie nichts anzufangen. Der Pilot klärte sie auf. „Das ist der Gleiter A-40 (KT), konstruiert von Antonow. Er soll leichte Panzer im Rücken des Feindes landen . . ."

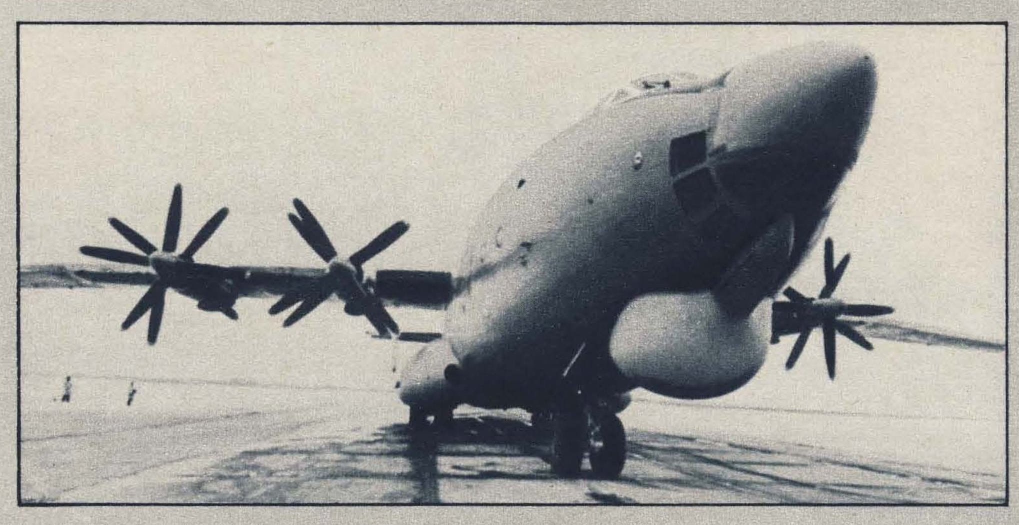


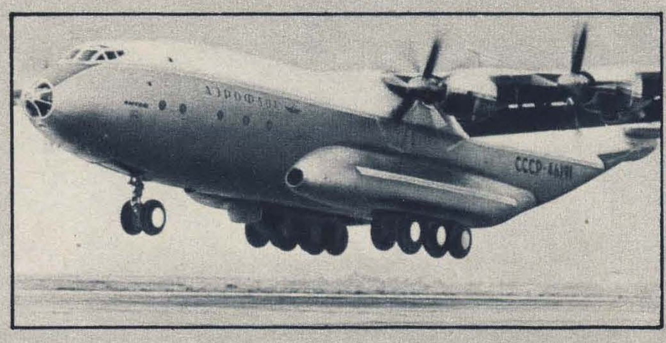
Zu dieser Zeit war es unter Fliegern allgemein üblich, das Flugzeug als Kiste oder Bock zu bezeichnen. Heute spricht man von Stuhl, Rohr oder Ofen. Diese Art „Namensgebung" hängt von der Antriebsart ab. Manche Flugzeuge erhalten bereits vom Konstrukteur neben der Typenbezeichnung einen richtigen Namen, andere werden von den Besatzungen oder Warten getauft. Das trifft z. B. auf den in vielen Ländern bekannten Doppeldecker An-2 zu, den man bei uns einfach „Anna" nennt. Sein großer Bruder, der Transporter An-22 dagegen, heißt amtlich „Antäus". Die Typenbezeichnung „An" sagt uns, daß beide im Konstruktionsbüro von Dr. Oleg Konstantinowitsch Antonow entstanden sind.

Zwischen dem Erstflug der An-2 und dem der An-22 liegen fast 20 Jahre, dennoch passiert es auf sowjetischen Flugplätzen öfter, daß sich



„Anna" und „Antäus" – Flugzeuge unterschiedlicher Bauart und Bestimmung, aber einer Handschrift. Beide universell einsetzbar, in der Volkswirtschaft und im Militärdienst. „Antäus" ist dafür in verschiedenen Varianten gebaut.





„Anna" und „Antäus" begegnen. Das beweist zum ersten: Die gute An-2 hat noch lange nicht ausgedient. Und zum zweiten: Antonow hat mit der Konstruktion dieses seines ersten Motorflugzeugs einen guten Griff getan.

Die An-2 war die erste Maschine, die die offizielle Bezeichnung „An" erhielt, hatte doch ihr Schöpfer erst 1946 in Nowosibirsk sein eigenes Konstruktionsbüro eröffnet. Bis dahin flogen bereits 58 von ihm entwickelte Flugzeuge, die zwar in Fabrikations-, Start- und Rekordlisten unter seinem Namen geführt wurden, aber nur die Kurzbezeichnung „A" trugen. Es waren ausnahmslos Segelflugzeuge. Wie paßt das zusammen? Graziöse, leichte Segler und schwere bzw. schwerste Transporter mit Turboprop-Antrieb?

Wie vielen anderen auch hatten es dem jungen Oleg der Flugmodellbau und das Segelfliegen angetan. Nachdem er, vierund-



zwanzigjährig, im Jahre 1930 das Polytechnische Institut verlassen hatte, baute er sein erstes Segelflugzeug, die „Taube", mit der er auf der Krim an Wettbewerben teilnahm. In bunter Reihe folgten Schulgleiter, Übungs- und Hochleistungssegelflugzeuge. 1933 gab er einer Serie seiner Segler den Namen „Rot Front", um damit die deutschen Antifaschisten zu ehren. Unter Antonows Segelflugzeugen befanden sich nicht wenige Muster, die während des Großen Vaterländischen Krieges als militärische Lastensegler zur Versorgung der Partisanen dienten. Der A-7 und der eingangs erwähnte A-40 gehörten dazu. Die Lastensegler waren aber nicht der einzige Beitrag des jungen Konstrukteurs zur Stärkung der Luftstreitkräfte der Sowjetunion. 1943 trat er als Projektant dem Jakowlew-Kollektiv bei und betätigte sich erfolgreich an der Entwicklung der bekannten Jagdflugzeuge Jak-3 und Jak-9 (siehe AR 1/73). Auch an der Jak-12 und Jak-15 arbeitete er mit.
Der erste Auftrag, den der frischgebackene Chefkonstrukteur des Nowosibirsker Konstruktionsbüros zu lösen hatte, war die Entwicklung eines leistungsfähigen Landwirtschaftsflugzeuges als Nachfolger für die betagte Po-2. Es sollte robust sein, eine große Nutzlast tragen, auf kurzen Flächen starten und landen können und wartungsarm sein. Antonow entschied sich für die Doppeldeckerbauweise – und





erzielte Erfolg. Die „Anna" bewährte sich hervorragend, auch im militärischen Bereich. Großtechnik kann sie allerdings nicht befördern. Dafür schuf das Antonow-Kollektiv – nun in Kiew – zu Beginn der fünfziger Jahre den ab 1955 in Serie gebauten zweimotorigen Truppentransporter An-8. Er konnte 70 vollausgerüstete Fallschirmjäger oder 13000 kg Last tragen. Dieses Flugzeug, es ist eines der ersten mit Turboprop-Antrieb, unterschied sich schon äußerlich von allen bis dahin gebauten Transportern durch das hochgezogene Heck mit den im Flug zu öffnenden Ladeluken, durch die Schulterdeckerbauweise und die Zwillingswaffe im Heck. Mit gleichem Aufbau, aber mit vier Triebwerken, erschien drei Jahre später Antonows nächster militärischer Transporter, die An-12. Aus den Erfahrungen mit der An-8 resultierend, wurden das in den Rumpfwülsten einziehbare Fahrwerk, die Druckkabine, der für die schnelle Beladung wichtige Bordkran und die Förderbänder im Boden beibehalten. Gerade sie sind für die Beladung und das Absetzen von Technik unerläßlich, denken wir nur an die Paletten mit den Luftlandepanzern, Geschützen, Kfz. und anderen technischen Kampfmitteln. Die An-12 kann 100 Fallschirmjäger oder 20000 kg Last transportieren. Ihr Erstflug fand im März 1957 statt. Nur wenige Monate danach stieg eine weitere „An" zum Jungfernflug auf: das zivile Großraumflugzeug An-10. Es wurde in hoher Stückzahl gebaut und auf den sowjetischen Inlandlinien eingesetzt. Seine Verwandtschaft mit den militärischen „Antonows" läßt sich nicht verleugnen, wurden doch einige Baugruppen direkt oder leicht verändert von den Militärtransportern übernommen. Sowohl aus dem Grundmuster der An-12 als auch der An-10 entstanden bis 1961 mehrere Versionen.

Ganz aus der Art der Antonow-Flugzeuge geschlagen ist das „Bienchen", die seit 1960 gebaute An-14. Eigenlich war dieses zweimotorige Flugzeug als Ablösemuster für die An-2 gedacht, doch – die „Anna" blieb. In der Anfang 1974 vorgestellten An-28 fand das „Bienchen" eine vergrößerte und modernisierte Nachfolgerin.

Parallel zur An-14 beschäftigte sich das Konstrukteurkollektiv, dem internationalen Trend folgend, mit dem Ausgangsmuster einer neuen Serie von Passagierflugzeugen. Es war die An-24, jenes als Schulterdecker ausgelegte Kurzstreckenflugzeug, das heute in aller Welt bekannt und bei vielen Fluggesellschaften beliebt ist. Seit 1960 sind folgende Versionen erschienen: An-24B (1960), An-24W

(1964), An-24T (1966), An-24RW (1966), An-24RT (1966) und die An-26 (1968). Alle diese Varianten unterscheiden sich entsprechend ihres Einsatzgebietes als Fracht-, Passagier-, Kurier- oder Spezialflugzeug. Die An-26, der An-24 sehr ähnlich, hat eine große Heckladeluke. Sie wird seit einiger Zeit bei den Fallschirmjägern der polnischen Volksarmee als Absetzflugzeug verwendet.

Die Spitzenleistung Antonows und seiner Mitarbeiter ist bisher unbestritten der 1965 der Öffentlichkeit vorgestellte Riesentransporter „Antäus". Als zur Luftparade in Domodedowo 1967 drei An-22 landeten, zeigten sie der Zuschauerschar aus dem In- und Ausland die militärischen Transportmöglichkeiten des Giganten. Über seine Ladeluke fuhren schwere Waffen und Raketen, die den Begriff „fliegender Güterzug" unterstrichen.

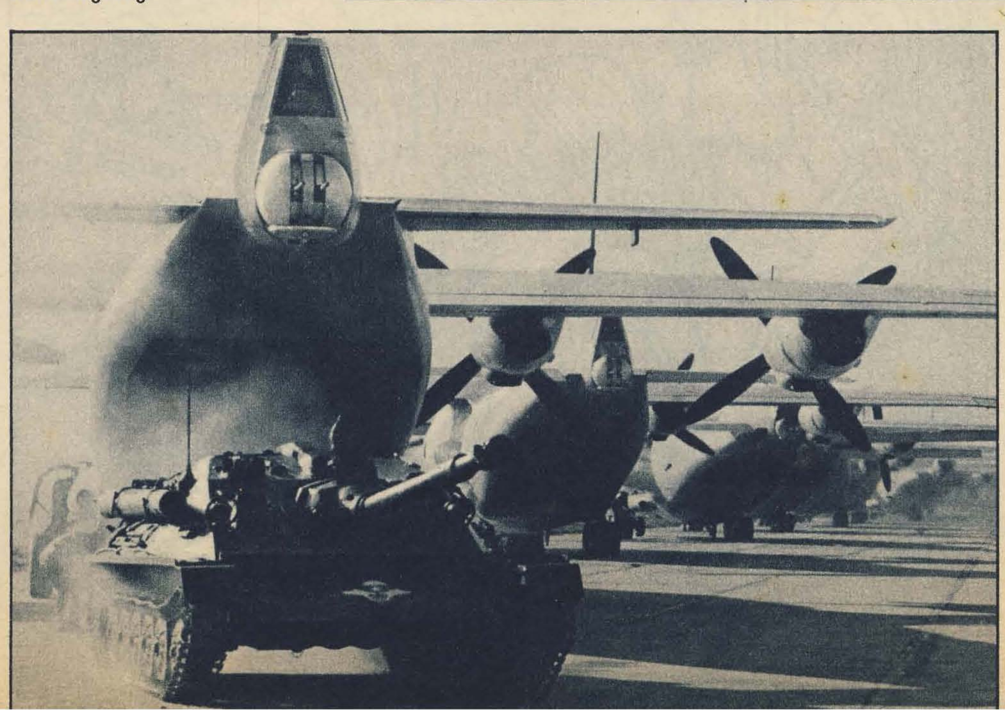
In den internationalen Rekordlisten stehen 37 Bestleistungen der An-22, darunter Höhenrekorde mit mehr als 80 bzw. 100 Mp Nutzlast. Zehn davon erzielte allein 1972 Major Marina Popowitsch. 1970 rollte eine modifizierte An-22, sie hat im Bug zusätzliche Funkmeßgeräte, auf die Startbahn.

Auf die Frage, ob er einen unerfüllten Wunsch habe, äußerte Oleg Antonow damals: „So lange der Mensch lebt, träumt er von unerfüllten Wünschen. Mein größter Wunsch ist es, eine Maschine zu konstruieren, die nur 16 PS hat. Ein schnelles, zuverlässiges Miniaturflugzeug, das dem Menschen zu jeder Minute an jedem Ort zu Hilfe eilen kann. Und ich werde es schaffen, ich werde diesen Knirps zustande bringen, selbst wenn ich vorher noch ein Flugzeug mit 16000 PS bauen muß."





Die An-12 ist der bekannteste Transporter von Antonow. Die An-8 ist ihr Vorläufer (rechts oben). Die An-24 dient als Kurierflugzeug.



Soldaten schreiben für Soldaten

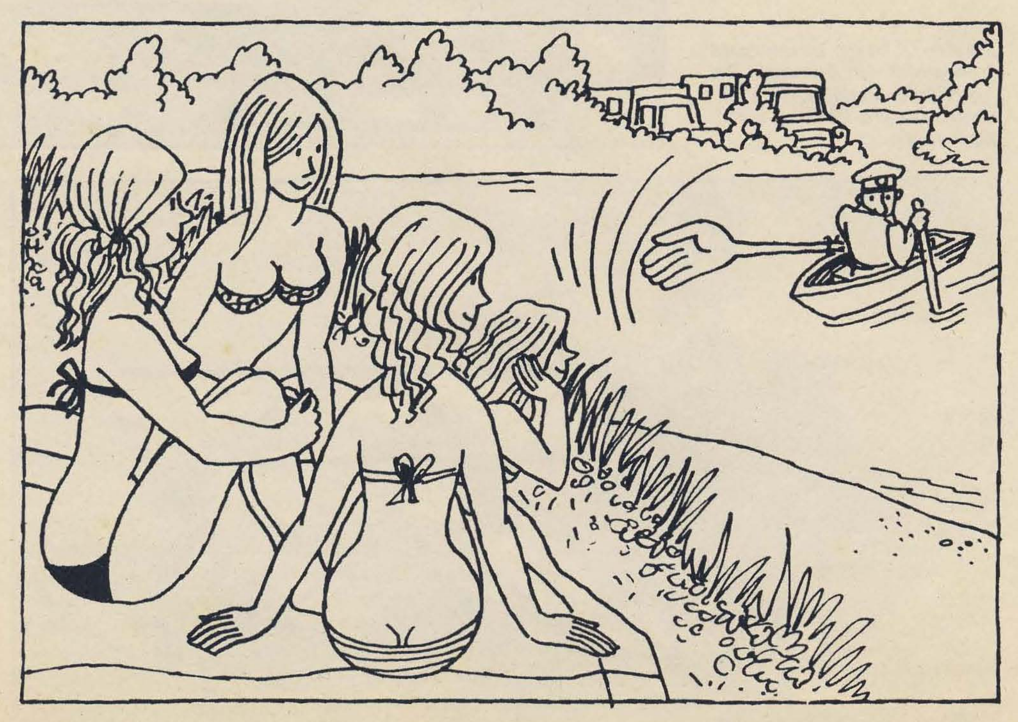


Ungeahnte Wirkung

Es war zu der Zeit, da der Gegend um Boxberg statt Riesenschlote und Kraftwerksbauten noch die Uniformen der Kasernierten Volkspolizei ihr Gepräge gaben. Obwohl wir einer Spezialeinheit angehörten, stand auch für unsere Kraftfahrer das Forcieren von Wasserhindernissen im Ausbildungsprogramm. Der „Schwarze Schöps", durch trockene und heiße Sommerwochen auf Mini zusammengeschrumpft, war durch fachgerechte Arbeit der Pioniere wieder auf Überbreite gebracht worden. Bereits Tage vorher hörte man in Kraftfahrerkreisen nur noch Gespräche über das Einfetten von Vergasern, das Abdichten der Zündanlagen, das trickreiche Verlängern von Luftansaugstutzen und dergleichen mehr. Theoretisch war alles bestens vorbereitet. Jeder Kraftfahrer wußte, daß man eine Furt langsam im niedrigsten Gang befährt, damit sich keine Bugwelle bildet, und daß man während der Wasserfahrt nicht schaltet. Leider eben nur theoretisch.

Diese Zeit, zu der Boxberg noch keine Riesenschlote kannte, war auch jene, in der die Vorgesetzten mitunter noch viel Mühe aufwandten, um selbst bei derart unkomplizierten militärischen Übungen ungebetene Zaungäste fernzuhalten. So auch Oberst Ch., der es sich als Vertreter des vorgesetzten Stabes nicht hatte nehmen lassen, die Phase der unmittelbaren Vorbereitung des Forcierens an Ort und Stelle mit Ratschlägen und Hinweisen zu unterstützen. Er bemerkte als erster am gegenüberliegenden Ufer die vier jungen, hübschen Badenixen, die in ihren farbenfrohen Bikinis die Landschaft ungemein belebten und unser Treiben interessiert beobachteten. Wir mußten uns heftige Vorwürfe ob unserer ungenügenden Sicherungsmaßnahmen anhören und sollten diesen Zustand sofort verändern. Da es sich hierbei offensichtlich um eine agitatorische Aufgabe handelte, wurde ohne Verzug der Politstellvertreter in einem Boot übergesetzt mit der strikten Weisung: In fünf Minuten sind die Bikinis verschwunden.

Ob nun der Polit einen schwachen Tag hatte oder andere Ursachen seine Überzeugungskraft lähmten, konnte nicht geklärt werden. Das Ergebnis war jedenfalls gleich Null. Die jungen Schönen rekelten sich nach seiner Rückkehr an gleicher Stelle in der Sonne. Das war zu viel für den Genossen Oberst. Er schwang sich in das Boot und ruderte mit kräftigen Schlägen zum Standort des Ärgernisses. Mit den Armen gestikulierend sahen wir ihn auf die Mädchen



einreden. Und tatsächlich, diese ergriffen ihre Kleidung und die Decken und schickten sich zum Aufbruch an. Mit zufriedenem Gesicht hob Oberst Ch. am diesseitigen Ufer das Boot auf den Sand und blickte zurück. Himmelkruzitürken! Da hatten doch die Bikinis nur einen Stellungswechsel vorgetäuscht, und inzwischen lagen sie wieder seelenruhig in ihren alten Schützenmulden.
Die Zeit drängte. Unwillig und entgegen seinen Prinzipien gab der Genosse Oberst die Erlaubnis zum Beginn des Forcierens. Und da geschah das militärische Phänomen. Der Gefreite P., sonst ein Muster an fahrerischer Disziplin, wollte mit dem zweiten, statt mit dem ersten Gang die Furt durchqueren. Beim Versuch zu schalten, würgte er den Motor ab und saß fest.
Schöne Bescherung.
Nun war bereits vor Beginn allen Kraftfahrern befohlen worden, daß jeder, der mit seinem Fahrzeug hängen bleibt, zum Ufer zu schwimmen, die Leine mit dem Spillseil zu holen und das Seil am Fahrzeug zu befestigen hat. Das wußte auch Gefreiter P. Da ihm das durch Türritzen und Pedalöffnungen eingedrungene Wasser bereits die Füße umspülte, wollte er nicht durch das Öffnen der Tür noch mehr Wasser in die Fahrerkabine dringen lassen. Als praktisch veranlagter Mensch, der bei aller Pflichterfüllung gleichzeitig an die unausbleibliche Mehrarbeit des Wäschetrocknens dachte, entledigte er sich kurz entschlossen seiner Stiefel und der Uniform und zwängte sich im Adamskostüm rücklings aus dem Fahrerfenster. Da gellten vom anderen Ufer plötzlich laute Schreie. Vier bunte Bikinis stoben mit wehenden Decken davon und wurden bis zum Abschluß der Übung nicht mehr gesehen.
Noch lange danach sprach man in unserer Einheit, wenn aus irgendeinem Anlaß „Zaungäste" unerwünscht waren, davon, ob nicht zweckmäßigerweise der Gefreite P. dazu eingesetzt werden könnte.

Oberstleutnant Heinz Ebert

Haarsträubend

Soldat Kienapfel meldet sich vom Haareschneiden beim Gruppenführer zurück. Der beschaut sich Kienapfels Kopf, reißt vor Schreck die Augen weit auf und läßt das Käppi absetzen. Die Frisur war total undefinierbar.
„Du lieber Himmel! Haben Sie sich schon mal im Spiegel gesehen?"
„Nein, Genosse Unteroffizier!"
„Na, der Frisör muß Sie doch die Frisur begutachten lassen, bevor er Ihr Geld kassiert..."
„Das ging aber nicht", druckst Kienapfel kleinlaut und gequält hervor, „heute werden die Haare im Fernsehraum geschnitten, und da ist es erstens dunkel, und zweitens wollten doch alle das Fußballspiel sehen..."

Leutnant d. R. H. Vorfahr



Illustrationen: Harri Parschau

Halt – Parole!

Acht Tage waren seit der Einberufung vergangen, als die Kompanie das erste Mal zur Ausbildung ins Gelände marschierte.
Schwitzend, von Sonne und Staub gezeichnet, langten wir im Ausbildungsgelände an. Einige Genossen humpelten schon zum Sanitäter, um sich ihre wunden Füße behandeln zu lassen, aber niemand dachte ans Aufgeben. Der Stolz auf den erfolgreichen Marsch ließ die Strapazen schnell vergessen und beflügelte alle Genossen, auch in der nun folgenden Ausbildung ihr Bestes zu geben.
Die Kompanie bezog den ihr zugewiesenen Raum, und die Feldposten besetzten ihre Stellungen, nachdem die Parolen ausgegeben worden waren.
Plötzlich näherte sich dem Postenbereich des Matrosen Böhm ein Kontrolloffizier. Laut und selbstbewußt rief der Posten dem Offizier sein „Halt – Parole" entgegen. Dieser hatte, da mehrere Einheiten im Gelände waren, die Parolen verwechselt und antwortete „Bajonett".
Völlig verdutzt über diese unerwartete und falsche Antwort sprang Matrose Böhme auf und meldete: „Das Bajonett habe ich nicht am Mann, Genosse Kapitän!"

Kapitänleutnant Dieter Helm

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Thälmannschüler

„Alle Schritte Deines jungen Lebens werden Dir nichts Fertiges liefern.
Sie erfordern Anstrengung, Nachdenken, Wendigkeit, Durchhalten.
Kein Erfolg ohne Mühe und Arbeit. Das praktische Wirken und Schaffen
ist der beste Lehrmeister Deiner Lebensschule.
Das wichtigste Fundament für eine erfolgreiche Erziehung ist der Charakter.
Die größten Aufgaben, die das Leben stellt,
werden nicht nur durch Arbeit und Fleiß gelöst,
sondern es muß eine Lust hinzukommen, die diese Arbeit zwingend macht. . . !"

Ernst Thälmann in einem Brief an seine 17jährige Tochter

Jede Woche eine Delegation, die letzte – Offiziersbewerber aus Leipzig – hat eben in das Kompaniechefzimmer hereingeschaut. Vor einigen Wochen, bemerkt Oberleutnant Walter dazu, besuchten uns auch Admiral Verner und Generaloberst Mednikow.
Auf allen Delegiertenkonferenzen dieses Frühjahrs wurde von seiner Kompanie und über ihr Initiativprogramm zum „Soldatenauftrag XXV" gesprochen. Mit diesem Programm von „25 Soldatentaten der Thälmannschüler zum 25. Jahrestag der DDR" forderte sie die übrigen Kompanien der Offiziershochschule zum Wettbewerb heraus. In einem der Konferenzpräsidien saß der FDJ-Sekretär der Kompanie, Offiziersschüler Voigt, neben seinem General. Auf einer anderen wurde er ausgezeichnet. Von der „Volksarmee" und der „Sächsischen Zeitung" sind sie auch schon dagewesen. Ich bin der Nächste, der nach diesem oder jenem fragen wird.
Oberleutnant Walter hat sich an die Verpflichtungen gewöhnt, die sich aus der Spitzenreiterrolle seiner Kompanie ergeben. Er empfing mich freundlich.
Hier im Zimmer noch überlege ich, ob ich nicht aus dieser Reihe ausbrechen sollte; über den Wettbewerb der Thälmannschüler könnte ich auch aus einer anderen Kompanie berichten. Denn auch andere strengen sich an. Ich bleibe doch. Nicht um dem Oberleutnant die Höflichkeit zu erwidern, sondern weil es mich interessiert, ob es bei Wettbewerbsinitiatoren wie von selbst läuft.
Die Kompanie ist recht aufgekratzt. Ich treffe auf sie in jenem Moment, wo die Spannung nach einem Erlebnis nachklingt. Dieses Erlebnis ist das vor Tagen beendete Truppenpraktikum. Von vielen hier, wie sie selbst zugeben, mit etwas Bangen erwartet. Doch drängte sie auch die Neugier. Kamen sie doch endlich persönlich mit dem Gegenstand ihres künftigen Berufes, der Truppe, zusammen. Das erste Mal spürten sie unmittelbar die gesellschaftliche Verantwortung dieses Berufs. Von der hatte man wohl in der Berufsberatung gesprochen. Aber auch im Bewerberkollektiv blieb der künftige Beruf in manchem doch noch ein Bilderbuchideal. Im ersten Studienjahr wurde vieles davon abgebaut. Die tatsächlichen Konturen des Berufes traten immer stärker hervor, aber noch immer nur theoretisch zu erfassen. Nun waren sie in der Truppe. Waren auf der Suche nach der sozialistischen Soldatenpersönlichkeit, deren Charakteristika sie ebenso fließend aufsagen konnten wie etwa die Handlungen des Gruppenführers nach Erhalt einer taktischen Aufgabe.
Was haben sie für sich entdeckt?
Hier einige ihrer Erlebnisse: Das Bataillon, dem Offiziersschüler Gerhardt als Gruppenführer zugeteilt war, griff an. Ein unübersichtliches Gelände erschwerte die Entfaltung. Die Soldaten meisterten sie mit Bravour. Sie hielten die Abstände ein, die Verbindungen von Mann zu Mann und Gruppe zu Gruppe rissen nicht ab. Die Feuerführung war taktisch klug. Die gute Zeit, in der sie liefen, spürte Gerhardt auch an der eigenen Puste. Das Bataillon bekam eine glatte Eins, und die Genossen jubelten. Aber nicht lange. Der Befehl, daß nun die mot. Schützenzüge für sich den Angriffskampf üben sollten, ließ die in Schweiß geratenen Soldaten in Rage kommen. Hatten sie nicht eben be-

wiesen, daß sie angreifen können? Sehr gut sogar, wie man ihnen bestätigt hatte? Und nun sollten sie nochmals über den Acker toben? Gerhardt kannte seine Gruppe nicht wieder. Hier war etwas unterlassen worden. Hätten sie, die Ausbilder, nicht vorher mit den Soldaten sprechen sollen? Übt das Bataillon, geht es um das geschlossene Handeln mehrerer Einheiten. Im Zug soll das persönliche Verhalten des Soldaten trainiert werden. Gerhardt glaubte, das hätten die Soldaten verstanden.
Eine andere Erfahrung machte Offiziersschüler Voigt. Die Kompanie, in der er als Gruppenführer handelte, wurde Sonnabendnacht alarmiert. Die sich anschließende Überprüfung der Gefechtsbereitschaft beschäftigte die Genossen bis zum frühen Morgen. Alles war in Unordnung gekommen. Die Waffen mußten gereinigt und die Ausrüstung in Ordnung gebracht werden, Stuben- und Revierreinigen wurde notwendig. Der ganze Sonntag war futsch, und Ausgangspläne fielen ins Wasser. Die Massen waren sauer und fanden keine Einstellung zu der für Montagfrüh angesetzten Leistungskontrolle auf der Sturmbahn. Auch Voigts Gruppe tuschelte: Ob mehr als die Fünf drin sei, dafür könne sie nach all dem nicht garantieren. Kurz entschlossen startete Genosse Voigt am anderen Morgen mit dem besten Sportler der Gruppe zuerst. Eigentlich wollte Genosse Voigt den Soldaten nur herausfordern, am Ende hatte er selber Mühe, mitzuhalten. Er und der Soldat liefen eine Eins, die anderen der Gruppe nach ihnen ebenfalls.
Immer wieder in der ganzen Zeit des Praktikums fanden die Offiziersschüler bestätigt: die Soldaten sind an den Problemen der Zeit interessiert. Doch nicht immer sehen einige von ihnen die richtigen Zusammenhänge. Schwer fällt es ihnen mitunter noch, die Gefährlichkeit imperialistischer Politik real einzuschätzen. Einige meinen: Die außenpolitischen Erfolge der sozialistischen Staaten haben den Imperialisten die Anerkennung der DDR abgetrotzt. Die DDR ist in der UNO. Man verhandelt über europäische Sicherheit. Das alles sei doch was. Warum dann noch hohe militärische Anstrengungen?
Die Praktikanten hatten darauf zu antworten. Wenn man auch selber weiß, daß es gerade die hohe Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der sozialistischen Streitkräfte sind, die den Imperialismus auf den Weg der Entspannung gedrängt haben, so ist damit noch nicht gesagt, daß man es den Soldaten durch anschauliche Argumente auch richtig erklären kann.
Sie werden sich ein noch gründlicheres Wissen über die Methoden des Klassengegners erarbeiten müssen. Ohne auf ihre Unerfahrenheit Rücksicht zu nehmen, hatte die Truppe sie mit ihren Problemen konfrontiert, die sich aus der Stellung sozialistischer Streitkräfte in der gegenwärtigen Klassenauseinandersetzung ergeben.
Die Offiziersschüler trafen dabei auf sozialistische Soldatenpersönlichkeiten, nicht aber auf d i e sozialistische Soldatenpersönlichkeit, die ohne Fehl und Tadel ist und dem vorgegebenen Maß der Charakteristik in allen Einzelheiten entspricht.
Die Truppe hat ihnen auch ein Zeugnis ausgestellt. Die Kompanie Walter erreichte eine Durchschnittsnote von 1,37. 29 Offiziersschüler wurden vom Kommandeur des Truppenteils, 48 von Kompanie-





chefs und 45 von Zugführern belobigt. Einige fanden somit mehrmals Anerkennung. Wie werden sie auf den Erfolg und ihre Eindrücke reagieren? Ich lasse mir das Wettbewerbsprogramm geben, mit dem die Kompanie vor Monaten an der Offiziershochschule die Initiative zum Soldatenauftrag XXV ergriff. Damit hatten sie auf sich aufmerksam gemacht. Deshalb ist sie Modell für die anderen Kompanien.
Was sind die Vorgaben des Programms? Die FDJ-Mitglieder wollen mit „25 Soldatentaten der Thälmannschüler" den 25. Geburtstag ihrer Republik vorbereiten und sich dabei selbst ein gutes Stück auf dem Weg zu einer sozialistischen Offizierspersönlichkeit voranbringen. Das Programm ist in jedem Punkt abrechenbar.
Schon einige der 25 Vorhaben lassen den hohen Anspruch, den es an jeden der Genossen stellt, erkennen. In der Gefechtsausbildung sollen nur gute und sehr gute Leistungen erreicht werden. Beste Kompanie wollen sie werden. 20 FDJler sollen zur Aufnahme als Kandidaten der SED vorbereitet werden. 80% der Mitglieder wollen das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold erwerben. Höchste Leistungen in Feldlagern, bei Leistungskontrollen und Inspektionen sind ihr Ziel. Sie wollen ein reges geistig-kulturelles und sportliches Leben entwickeln.
Wie die Genossen ihr Soldatenwort erfüllen, wird die Endabrechnung zeigen. Auch andere strengen sich an. Daß es aber auch für Wettbewerbsinitiatoren keinen geraden und ebenen Weg zum Erfolg gibt, erfahre ich sechs Wochen später.
„Takt 3" verläßt den Rastraum. Der fahle Sonnenschein des nebelverhangenen Morgens wärmt noch nicht. Das kniehohe Riedgras durchnäßt Stiefel und Hosenbeine. Offiziersschüler Gerhardt führt „Takt 3", den Rest der Kompanie Walter. Das Bataillon, in dem sie handelte, wurde vom Gegner zersplittert. Die Fahrzeuge wurden beschädigt. In Gruppen von Zugstärke versuchen die verstreuten Kräfte zu Fuß einen Sammelraum zu erreichen. Bis dahin werden es gute 30 km sein.
Eine äußerst komplizierte Übungslage. Ihr gerecht zu werden, erfordert viel taktisches Einfühlungsvermögen, straffe Führung und schnelles Reagieren auf Veränderungen in der Gefechtslage. Mit Sicherheit wird der Gegner seinen Vorteil nutzen. Zwischen meinem ersten Besuch in der Kompanie Walter und dem fahlen Morgen hier im Mittelgebirgsland liegen also sechs Wochen. Während ich der Kolonne, so gut ich kann, ein Stück folge, ordne ich in Gedanken, was sich in den Wochen seit dem Praktikum ereignet hat...
Mit dem Truppenpraktikum war eine entscheidende Etappe im sozialistischen Wettbewerb erreicht. Die FDJ-Organisation setzte die erste Massenkontrolle an, sie zog Bilanz. Mit jedem Mitglied wurde gesprochen. Offen und aufgeschlossen bewertete jeder seine gesellschaftliche Arbeit, seine Leistungen im Studium, vor allem die erfüllten und auch nicht erfüllten Verpflichtungen. Maßstab aller Bewertungen waren die Erfahrungen des Truppenpraktikums.
Das Ergebnis für die erste Etappe ist positiv: Die im Studium erreichten Noten ergeben einen Durchschnitt von etwa 1,3. Die Zielnote von 1,76 für die gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung im zweiten Studienjahr ist im März bereits unterboten. 10 Genossen haben daraufhin ihre Ver-





pflichtungen in einzelnen Ausbildungsfächern neu präzisiert. Vierzehnmal wurden Zweien in Einsen gewandelt. Alle Verpflichtungen auf eine Drei wurden zu Zweien.
Haben sich die Genossen damit zufrieden gegeben? Ich blättere deshalb in den Protokollen über die Auswertung der Massenkontrolle.
Die FDJ-Gruppe des ersten Zuges kommt darin zum Schluß, daß es für den Offizier nicht reicht, sich hohe militärische Kenntnisse anzueignen und über ein gutes politisches Wissen zu verfügen, sondern daß er, wie der junge Kommunist Weschke es ausdrückt, „seine ideologische Haltung zeigt und Fähigkeiten im Umgang mit Menschen hat.





Er muß sich Beherrschung im Charakter anerziehen!"
Vom 2. Zug wird eine aktivere gesellschaftliche Arbeit innerhalb der Kompanie gefordert. Es wird das Verlangen nach problemreicheren Versammlungen begründet. Man möchte über aktuelle Themen der Tagespolitik diskutieren, bemängelte lange Referate. „Wir finden in der Truppe nicht die fertigen Soldatenpersönlichkeiten. Wir müssen die Soldaten dazu erziehen. Dazu brauchen wir Erfahrung. Vor allem darüber, wie eine vielseitige und erzieherisch wirksame gesellschaftliche Arbeit organisiert wird. Dazu müssen wir uns gegenseitig anhalten!" So begründet der FDJ-Sekretär des Zuges, Genosse Meier, die vorliegende Einschätzung. Auch die FDJ-Gruppe des 3. Zuges sieht in der Charakterbildung des einzelnen ihre vordringliche Aufgabe...
Ich bin der Truppe vorausgefahren und warte auf sie am Ausgang eines Dörfchens. Noch sind es 12 km bis zum Sammelraum.
Nicht lange, da kommen die Genossen. Sie marschieren mit angelegter Schutzmaske, sicher schon mehrere Kilometer, denn sie haben einige Mühe, die vor ihnen liegende Steigung zu bewältigen. Der Chorus des eigenartigen Schnarchens in den Luftschläuchen mischt sich mit dem Rhythmus des Marschtrittes, als sie an mir vorbeiziehen.
Sie haben sich an Härte gewöhnt.
Diese Formulierung geht mir nicht aus dem Kopf. Ist hier die Verbindung zu der am Kompaniechef geübten Kritik?
Sie hätten, so sagten die Genossen auf der FDJ-Mitgliederversammlung, von ihrem Chef den Eindruck, als habe er und seine Zugführer nach dem Praktikum in den Forderungen nachgelassen. Sie sagten ihm weiter, mit dieser Methode des Springens von Höhepunkt zu Höhepunkt wären sie nicht einverstanden. Oberleutnant Walter gab zu, vordem Praktikum energischer hinter seinen Forderungen gestanden zu haben. Dieser „Druck" hätte sich auch ausgezahlt. Doch in der Truppe habe jeder von ihnen bewiesen, daß er selbständig arbeiten kann. Das verlange er jetzt auch hier in der Kompanie. Dazu gehöre, aus eigenem Antrieb zu lernen. Dann habe die Selbständigkeit Niveau. Denn einem Offizier, der immer unter Druck ausgebildet werde, dem fehle es später bestimmt an Initiative.
Diesen pädagogischen Exkurs des Kompaniechefs hatten sie nicht erwartet. Aber sie begriffen. Wollten sie Mitverantwortung, dann mußten sie auch selbst dem hier und da hervorschauenden persönlichen inneren Schweinehund begegnen. Das gehört zur Charakterbildung, die sie selbst erstreben.
Offen sprach an gleicher Stelle die FDJ-Leitung

vor den Mitgliedern über ihre bisherige Tätigkeit. Kritisch mußte sie zugeben, an den Mängeln in der gesellschaftlichen Arbeit nicht schuldlos zu sein. Ihr Sekretär, Offiziersschüler Voigt, neigte zum Alleingang in vielen Leitungsfragen. Die anderen Leitungsmitglieder hatten es geduldet. Kollektivität hatte sich nicht entwickelt. Die Leitung war dadurch in ihrer Wirkung gehemmt und nicht in der Lage, die gute Arbeit in den einzelnen FDJ-Gruppen auf die ganze Grundorganisation auszudehnen...

Wieder bin ich der Truppe ein Stück gefolgt. Die Spitzenspäher melden, daß ein Flüßchen den Marschweg quert. Die Brücke, über die ich gehen kann, ist für die Genossen zerstört.

Mit Behelfsmitteln müssen sie das Hindernis überwinden. Sie greifen zu langen Stangen. Wie Wolfgang Nordwig laufen sie das Hindernis an. Nicht so elegant, aber mit einem Schwung, den ich nach 26 km Fußmarsch nicht mehr erwartet habe, setzen sie über das Hindernis hinweg.

Sie haben noch Reserven.

Um Reserven in der Kompanie ging es auch in den letzten Wochen.

Hatten sie sich nicht zuviel vorgenommen? Am Tage zuvor sprach ich mit ihrem Parteisekretär, dem Genossen Bindseil, und ihrem FDJ-Sekretär, Genossen Voigt. Beide bestätigten, Kerngedanke aller Erfahrungen aus dem Praktikum sei: Die Vorbereitung auf die hohen politisch-ideologischen Anforderungen der Truppe ist nicht allein die Angelegenheit der Schulleitung, des Lehrerkollektivs oder des Kompaniechefs, sondern gesellschaftlicher Auftrag eines jeden Schülers, den er mit viel persönlichem Einsatz erfüllen muß. Gut Ding will auch hier Weile haben, aber trotzdem konnten die Sekretäre schon über beachtliche Initiativen der Offiziersschüler berichten...

Vollzählig hat der Trupp den Sammelraum erreicht. Es ist Mittag. Major Holfert, der Taktiklehrer, nimmt eine kurze Auswertung des Marsches vor. Er lobt die Disziplin, wertet die persönliche Einsatzbereitschaft der als Kommandeure eingesetzten Genossen. Danach: Wegtreten zur Pause! Erleichtert strecken sich die Genossen auf dem Waldboden aus. Geschafft! 32 km an einem halben Tag. Ein gutes Stück davon sind einige „luftbereift" gelaufen.

Ich schaue in die Gesichter. Aller Humor und manch scherzhafte Bemerkung kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihnen dieser Ausbildungstag schon seinen Tribut abverlangt hat. Sie werden müde in die Kaserne kommen und von nichts mehr etwas wissen wollen. Viele solcher Tage gab es und wird es für sie noch geben.

Ob ich nun alles in der richtigen Reihenfolge wiedergebe, ist – so glaube ich – ohne Bedeutung. Denn alle Maßnahmen haben ein gemeinsames Ziel: Sie sollen helfen, daß sich die Offiziersschüler zu vielseitigen Offizierspersönlichkeiten entwickeln, so sagte es der Parteisekretär.

Nach dem Praktikum wurden den für die Aufnahme als Kandidaten vorgesehenen FDJ-Mitgliedern Aufträge erteilt. Als Paten wurden ihnen bewährte Genossen der Parteigruppe beigegeben.

Einer dieser FDJler ist Offizierschüler Bethke. Im Massensport leistet er gute Arbeit. Seine Leistungen im Studium sind gut. Die FDJ-Organisation hält ihn für würdig, Kandidat der SED zu werden. Sie könnte mit gutem Gewissen schon jetzt für ihn







In seiner Taktik- und Gefechtsausbildung handelt der Offiziersschüler sowohl als Kommandeur als auch als Einzelkämpfer. Es werden ihm in fast jeder Ausbildungsstunde hohe geistige und zugleich körperliche Leistungen abverlangt. Sie sind Garantie dafür, daß er am Ende des Studiums über die für diesen Beruf so notwendige psychische und physische Härte verfügt. Die Fotos zeigen Offiziersschüler der Kompanie Walter auf einem 30-km-Marsch, an dessen Endpunkt sie eine Angriffshandlung durchführten und danach eine Verteidigung organisierten.

bürgen. Aber sie will auch den künftigen Offizier Bethke, der aus sich herausgeht, der Selbstvertrauen hat, der argumentieren kann und der versteht, alles, was er sich erarbeitet hat, an den Mann zu bringen.
Die Gruppe des 3. Zuges betraute ihn mit der Massenkontrolle. Bethke führte nun Gespräche, wurde dabei mit Problemen konfrontiert, mußte seine Meinung sagen. Er suchte mit den Genossen gemeinsam nach neuen Lösungen. Selbst sagt er, in diesen Unterhaltungen habe er vieles Neue an seinen Genossen entdeckt und verstehe jetzt viele ihrer Handlungen besser. Die Gruppe des 3. Zuges beginnt, ihre Mitgliederversammlungen zu Foren



interessanten Meinungsaustausches zu gestalten. Dem Thema der Versammlung (Genosse Bethke wertete die Massenkontrolle aus) folgte erstmals ein Vortrag. Der Gruppensekretär Glashagen sprach über die Lage in China. Über Antikommunismus, seine Wurzeln und Schattierungen, über die Rolle des Maoismus in den strategischen Plänen der Imperialisten, über Treue zum Leninismus und die Leninschen Prinzipien des Klassenkampfes entfachte sich anschließend eine rege Debatte. Es war Absicht der Leitung, durch ein aktuelles ideologisches* Problem den politischen Disput anzuregen. Auch im geschmackvoll selbstausgestalteten Kompanieklub wurde es in den vergangenen Wochen lebendig. „Protestsongs und Protest" nannte Offiziersschüler Landeck einen von ihm gestalteten Schallplattenabend. Es ging ihm um die Entlarvung des amerikanischen Pop-Geschäftes. Am Beispiel des sogenannten Protestsängers Bob Dylan, der alle Kriege demagogisch als menschliche Schwäche verurteilt, selbst aber Aktien eines am Bombenkrieg in Vietnam verdienenden Konzerns kaufte, zeigte er seinen Zuhörern, wie weit imperialistische Demagogie und Manipulation geht. Daß echte revolutionäre Kunst nur parteilich sein kann, bewies er mit der Kölner Polit-Rock-Gruppe „Floh de Cologne", die den Wahlkampf der DKP unterstützte.
Über die Entwicklung des Menschen zum gesellschaftlichen Wesen referierte Offiziersschüler Buschendorf. In seinem Vortrag belegte er, daß 8000 Jahre Klassengeschichte nur eine Übergangsperiode sind, der objektiv notwendig Sozialismus und Kommunismus folgen. Offiziersschüler Priebe gestaltete einen Abend über die Entwicklung der Eisenbahn gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Wer etwa dachte, der Modellbahnfan Priebe kenne nur die technischen Probleme, hatte sich geirrt. Auch über den Konzentrationsprozeß in der letzten Etappe des vormonopolistischen Kapitalismus wurde gesprochen, die Entwicklung der Eisenbahn hatte diesen Prozeß gefördert.
In den Gruppen des 3. Zuges gibt es neuerdings an jedem Abend einen Vortrag – keinen unbedingt rhetorisch ausgefeilten, aber immer einen gehaltvollen. Von der FDJ-Leitung beauftragt, bewertet jeweils ein Genosse die markanten politischen Tagesereignisse.
Sollte jemand in meinem Bericht eine Sensation erwartet haben, ist er sicher enttäuscht. Welche Probleme bringt wohl schon eine simple Zeitungsschau bei Offiziersschülern mit sich, höre ich denjenigen sagen. Ich bin der Meinung, es kommt auf den Wert an, den man in ihr sieht. Tagelang kann sie für den Soldaten die einzige Form der Information sein. Ich finde, Offiziersschüler Arndt trifft den berühmten Nagel auf den Kopf: „Es geht uns darum, für andere etwas zu schaffen, bei anderen Interessen zu wecken und daß andere aus der Reserve kommen. . ."
Durch eine Staubwolke werde ich diesmal aus meinen Betrachtungen gerissen. Drei SPW kommen die Schneise herauf. Pünktlich also trifft die der Kompanie zugesagte Kampftechnik im Sammelraum ein. Die Übungslage verlangt, daß die neuformierten Kräfte angreifen, den Gegner aufhalten und eventuell zurückschlagen.
Für die Offiziersschüler der 6. Ausbildungskompanie ist also der Tag noch nicht zu Ende. Da es viele solcher Tage gibt, erübrigt sich auch die Frage nach der Zeit und so weiter. Trotzdem suchen die Kommunisten und Mitglieder des sozialistischen Jugendverbandes in der 6. Ausbildungskompanie ihre breiten Interessen, die oft im ersten Moment als ausgefallen oder nicht besonders neu erscheinen, zu befriedigen. Das wird für eine vielseitige Persönlichkeitsbildung von Nutzen sein. Sie entgehen so der Gefahr, die in den Lehrsätzen sozialistischer Militärwissenschaft formulierten Erfahrungen als Endgültiges und Fertiges zu betrachten. . .



Illustration: Hille Blumfeldt

Mit einem winzigen Wanstgrimmen fing es an. Da habe ich noch gegrinst. Auch noch, als mir jemand den Bauch ganz unten rasierte. Ein bißchen säuerlich, als ich wieder richtig bei mir und das blinde Dingsda los war. Ehrlich, vergangen ist mir das Grinsen erst beim Flüstern der berüchtigten inneren Stimme: Alter Junge, du bist nicht nur Gefreiter und Patient, du bist auch Leser vom Dienst. Willst du dein AR-Publikum sitzenlassen? Haben sie dir etwa das Gehirn amputiert? Darfst du nicht schon wieder aufstehen? Kannst du es dir leisten, hier untätig herumzusitzen wie Hiob auf dem Misthaufen? ... Ich, nicht faul, kontere: Und wo sind meine Bücher, meine Notizen? In der Kaserne, im Schrank, ätsch, also ... Also, fordert diese verflixte Stimme, also steckst du die geistige Notbeleuchtung an und schreibst aus der Erinnerung. Noch Fragen? ... Nein, keine. Na, das kann was werden; denn die genauen Titel und die Autorennamen bringe ich beim besten Willen nicht zusammen.

Ich schließe die Augen und lasse die Bücher, die ich gelesen habe, in Linie antreten und ausrichten. Das dicke da mit dem schwarzweiß-roten Rand und dem Mann mit der Pickelhaube drauf – einen halben Zentimeter ... Kommando zurück, vortreten! Du bildest dir ein, daß ein Buch über den Feldmarschall Paul von Hindenburg es nicht nötig hat, sich von einem Gefreiten kommandieren zu lassen? Vielleicht gehst du mal in

Leute *mich* hat's erwischt.

dich und nimmst Notiz davon, wie eben dieser Hindenburg, dessen Namen übrigens mehrere Kasernen der Bundeswehr tragen, Deutschland im ersten Weltkrieg in ein Militärzuchthaus verwandelte und wie er später Hitler zum Reichskanzler berief – um nur zwei der vielen Fakten zu nennen, die dein Verfasser in seinem Porträt eines Militaristen schlüssig und parteilich dokumentiert. Wegtreten!

Noch ein zweites Buch will sich nicht recht ausrichten, aber da habe ich gleich zwei Gründe, um darüber hinwegzusehen. Erstens, es ist ein Gedichtbändchen, und die sind nun mal was Besonderes; zweitens, es hat ein ausgefallenes, fast quadratisches Format. Die meisten Gedichte darin wirken beim ersten Lesen wie Momentaufnahmen von Menschen, Stimmungen, Landschaften. Aber es steckt mehr hinter den Worten, und wenn da von einem Kohlenkeller die Rede ist, dann geht es nicht nur um die Kohlen. Immer wieder hat es der Dichter mit den Freundlichkeiten des Lebens zu tun, und bei meiner geistigen Notbeleuchtung erinnere ich mich der Zeilen: „. . . o Nichtigkeiten, neu an eurem Platz, / mit euch zu leben, und in Frieden . . .", die mir wie ein Motto erschienen, und eines längeren Gedichts, das „Funksprüche" heißt und den Inhalt dreier Botschaften Lenins wiedergibt. Ich finde, die Zeichnungen gehören einfach in das Bändchen hinein, und das ist ja wohl das Beste, was man über Buchillustrationen sagen kann.

Und jetzt: Mal alles, was mit dem Nachnahmen „Krimi" heißt – vortreten! Aha, es sind ihrer zwei, beide in Paperback-Dienstuniform. In dem einen ermittelt Kapitän Slavik aus Plzeň in einer verzwickten Mordsache, bei der als Täter ein holländischer Waffenhändler, ein afrikanischer Geschäftsmann, ein bulgarischer Student, ein Ehepaar aus der DDR, und was weiß ich, wer noch, in Frage kommen (von den Genannten war es natürlich keiner!). Das Verbrechen ist mit einer unbekannten Waffe des Kalibers 4 mm begangen worden – so ähnlich lautet auch der Titel, aber der ist mir entfallen, während ich mich aber genau erinnere, daß es sich um eine verwickelte, spannende Geschichte handelt. Das andere Buch, finde ich, ist anspruchsvoller und gerade deswegen so packend. Zehn Jahre ist es her, daß man den Wissenschaftler Dr. Bruno Bartuschek tot in seinem Arbeitszimmer aufgefunden hat. Vier Personen erinnern sich an das, was damals geschah, und so werden Hintergründe, Zusammenhänge und Motive enthüllt. Wer den psychologischen Krimi liebt – er hat Seltenheitswert in unserer Literatur –, findet eine gelungene Variante. Die Krimis – eintreten!

Bleiben als Rest in Reih und Glied vor meinem geistigen Adlerauge der Erinnerung noch zwei Bücher, die ich empfehlen möchte, und in beiden steht eine Frau im Mittelpunkt der Handlung. Im ersten Genossin Dr. Gisa Tonius, hoch geachtete Physikerin in der Mitte der Dreißiger, Frau eines Wissenschaftlers, den sie noch als Offiziersschüler kennengelernt hat, Mutter einer Tochter, die so ganz plötzlich erwachsen wurde. Gisa Tonius stiehlt sich selber einen „Trödeltag", um mit sich und ihrer Umwelt ins reine zu kommen, bevor sie einen großen Forschungsauftrag übernimmt. Vierundzwanzig Stunden ungeschminkter Wahrheit – ein bemerkenswertes literarisches Porträt in Romanform. Im zweiten Buch ist es Magdi Kiss, der, als sie 17 war, der Arzt nicht nur den verstauchten Knöchel behandelte, die nicht Schlagersängerin, nicht Spitzensportlerin, sondern Ehefrau eines Karrieristen und Škoda-Besitzers (nichts gegen solche im allgemeinen!) wurde, und die erst jetzt, da sie mit Gyula in der alten Mühle ernsthaft arbeitet und experimentiert, langsam dahinterkommt, was das ist – die Liebe . . . Für Literaturkenner: Wer J. D. Salingers Mann im Roggen gelesen hat, findet hier manches Bekannte in anderer Gestalt. Ich wäre froh, wenn mir der Titel des Buches einfiele, aber . . .

„Besuch für Sie", flötet Schwester Anita, und hinter ihr winkt auch schon mein Stubenkumpel, der Gefreite Atze Stein, mit einem großen Strauß Levkoien und einer Flasche Apfelsaft (den ich noch gar nicht trinken darf). Aber was hat er da für ein Paket unterm Arm?

„Du, LvD, ich dachte, du wirst deine Bücher brauchen", sagt Atze anstatt „Guten Tag" oder sowas. Leute, bedankt euch bei Atze, daß ich wenigstens am Schluß, und zwar in der Reihenfolge wie oben, die empfohlenen Bücher beim Namen nennen kann, und spart euch die Genesungswünsche – bis zum Republiksgeburtstag spätestens ist alles vergessen.

Euer Leser vom Dienst

Wolfgang Ruge: Hindenburg, Porträt eines Militaristen, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Axel Schulze: Zu ebener Erde, Gedichte, Zeichnungen von Ursula Mattheuer-Neustädt, Mitteldeutscher Verlag.

Hans Walldorf: Mit kleinstem Kaliber, Mitteldeutscher Verlag.

Hasso Mager: Bartuschek ist nicht mehr da, Verlag Das Neue Berlin (DIE-Reihe).

Helfried Schreiter: Frau am Fenster, Verlag Neues Leben (podium).

Gergely Rákosy: Tigersprung, Aufbau-Verlag.

Wir stehen im zweiten Jahrzehnt des kosmischen Zeitalters. Immer öfter entflammt der Himmel vom Feuerschein startender Weltraumraketen, die kosmische automatische Arbeitsgeräte an ihren Dienstort bringen, Kosmonauten auf die Straßen um den Erdball befördern oder die Kundschafter des Alls zu fernen Welten tragen. Der Mensch erschließt den Weltraum.
Schon lange sind die Zweifel zerstreut, ob sich der ungeheure Material- und Energieaufwand für die Erschließung des Kosmos überhaupt lohnt. Heute kann man sich die weitere Entwicklung der Zivilisation auf der Erde kaum noch ohne die aktive Tätigkeit des Menschen im Kosmos, ohne die Eroberung des Weltraumes vorstellen.
Seit dem ersten kosmischen Start ist die Erschließung des Alls kein Selbstzweck. Jedes kosmische Experiment sieht Forschungen im Interesse der terrestrischen Wissenschaften und der Volkswirtschaft vor. Man kann schwerlich einen Bereich nennen, auf den die Raumfahrtforschungen nicht einen wohltuenden Einfluß ausgeübt hätten, der nicht „kosmisiert" worden wäre. Denken wir nur an die Meteorologie und Klimatologie, an die Biologie und Medizin, an die Geodäsie und Geologie. Auch das Fernsehen und der Funkverkehr, die Astronomie, die Hydrologie sowie die Metallurgie sind ebenso beeinflußt wie Physik und Chemie.
Die umfassendsten Forschungen und Experimente fallen natürlich in den erdnahen Raum. Eine dermaßen aktive Tätigkeit im erdnahen Kosmos hängt vor allem damit zusammen, daß hier die größte Ausbeute für den Menschen erzielt wird. Die kosmischen Experimente und Beobachtungen gewinnen zusehends an Rentabilität.
Eine Grundlage der weiteren Entwicklung der Raumfahrt – speziell im nächsten Jahrtausend – ist es, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß unsere Erde ein Raumschiff mit zur Zeit 3,5 Milliarden Besatzungsmitgliedern ist. Wir sind dabei, dieses Raumschiff mehr oder weniger seiner Vorräte zu berauben und das natürliche Luftversorgungssystem langsam außer Betrieb zu setzen. Die führenden Raumwissenschaftler sind der Überzeugung, daß es nicht darum geht, die Menschheit auf andere, erdähnliche Planeten umzusiedeln, sondern durch Verlagerung der Produktion in den kosmischen Raum unser Raumschiff Erde wieder sauber zu bekommen.
Von der Möglichkeit, die Produktion von der Erde in den Weltraum zu verlegen, kann erst dann Gebrauch gemacht werden, wenn die Raumfahrttechnik in der Lage ist, langlebige Stationen in der Umlaufbahn der Erde zu schaffen und das Bedienungspersonal zu jeder Zeit zwischen Erde und Orbitalstation hin und her pendeln zu lassen. Unmittelbar vor der Verwirklichung dieses, bislang noch als Projekt existierenden Zieles befindet sich die Menschheit. Die Grundlagen dafür werden in diesem Jahrzehnt geschaffen.
Der Nutzen und die Grenzen des Einsatzes von langlebigen Orbitalstationen (2 bis 5 Jahre Einsatzdauer) lassen sich heute noch nicht exakt festlegen. Sie werden uns aber in die Lage versetzen, unser gesamtes Wissenschaftsbild zu revolutionieren. Soviel Erkenntnisse, wie durch die Raumfahrtwissenschaft in den vergangenen 16 Jahren gewonnen wurden, können mit einer einzigen großen Orbitalstation in weniger als einem Jahr erzielt werden.
Die direkte Nutzung der Raumstationen in der Erdumlaufbahn für unseren

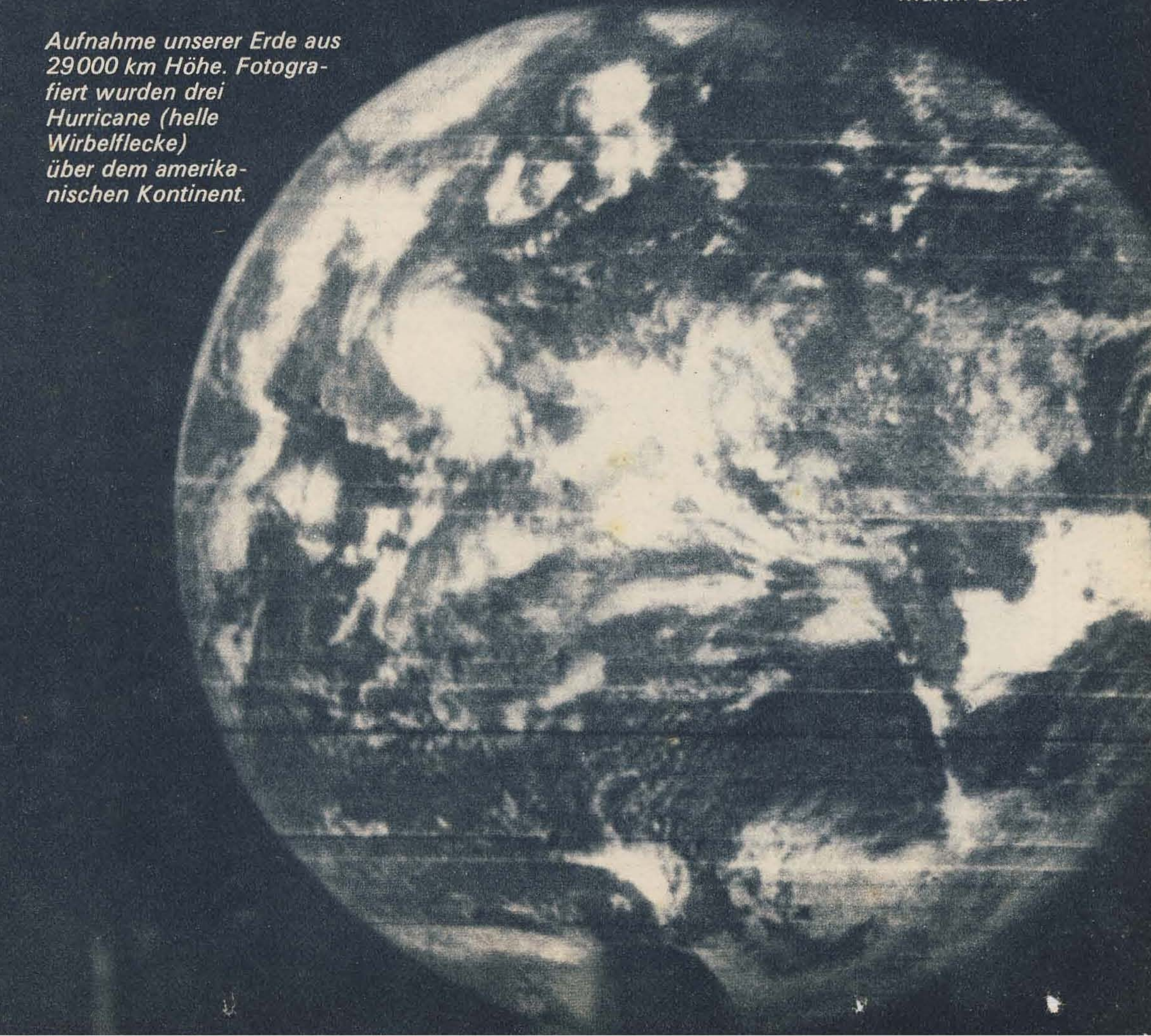
Im Visier der Satelliten:


die
Erde

Planeten ist der umfangreichste Aufgabenkomplex innerhalb des Experimentalprogramms. Die Wissenschaftszweige Geologie, Geodäsie, Meteorologie, Klimatologie, Hydrologie und Ozeanographie haben eine Fülle von unabschätzbaren Ergebnissen zu erwarten.
Die Sowjetunion hat für diese Gebiete erste Vorstudien in der Reihe der Kosmos-Satelliten unternommen, die USA setzten dafür bereits einige Explorer-Satelliten und einen Satelliten mit der Bezeichnung ERTS-I ein. Alle diese Vorstudien – dazu gehörten die Untersuchung der geologischen Struktur der Erde, die Verfolgung der Wanderwege der kanadischen Elche, die Untersuchung des Staub- und Schmutzgehaltes der Erdatmosphäre, die Untersuchung der Strömungsverhältnisse der Ozeane u. v. a. – haben die Rentabilität einer langlebigen Raumstation bestätigt.
Die globale Wettervorhersage wird die Hauptaufgabe für die Besatzung der Raumstation sein. Nach vorsichtigen Schätzungen namhafter Meteorologen könnte allein der Nutzen, der aus einer Verbesserung der kurz- und mittelfristigen Wettervorhersage durch Einsatz einer ständigen Beobachtungsstation gezogen werden könnte, insgesamt 10 bis 20 Milliarden Mark jährlich betragen. Schon heute sind mit den konventionellen Wettersatelliten hohe jährliche Gewinne erzielbar. In der Sowjetunion existiert bereits eine zentrale Datenauswertungszentrale für die Wetterbilder und -daten aller sowjetischen Wettersatelliten. Die wichtigsten ständig zu überwachenden Einflußgrößen sind die Windrichtung, die Windstärke in verschiedenen Höhen, die Temperaturprofile und die ständige Untersuchung der Atmosphäre auf CO_2-, SO_2- und Aerosolgehalt. Durch die Verbesserung der Sensortechnik, der Falschfarbenfotografie und der Infrarot-Technik ist eine Vervollkommnung der Wetterprognosen möglich.
Die Vorhersage von Wirbelstürmen und Unwettern hat bereits in der Vergangenheit viel Menschenleben und Volksvermögen erhalten. So konnte beispielsweise das Unwetter im November 72 in seinem Ursprungsgebiet eine Woche vorher durch einen Wettersatelliten erkannt werden. Die Erarbeitung einer Klimakarte der Erdoberfläche mit den örtlich bedingten Schwankungen über den Zeitraum eines Jahres bedeutet für die Landwirtschaft eine völlige Umstrukturierung der Anbausystematik. Mit Hilfe einer derartigen Karte ist die Möglichkeit geboten, jeden Quadratkilometer Anbaufläche auf der Erde optimal zu nutzen. Durch Computerauswertungen kann für jede Getreide-, Obst- und Gemüseart der günstigste Anbauort festgestellt werden. Somit läßt sich der jährliche Ertrag mindestens verdreifachen, ganz abgesehen von der Vermeidung von Ernteverlusten durch Unwetterkatastrophen und Dürrezeiten.
Der Geographie und Geodäsie wird durch den Einsatz einer Raumstation, wie schon die zahlreichen bemannten Raumflüge von Wostok I bis hin zu Skylab, umfangreiche Möglichkeiten geboten, die bislang mühsame Kartografierung der Erdoberfläche erheblich zu rationalisieren. So wurden schon vor einigen Jahren afrikanische Territorien mit Hilfe der konventionellen Luftbild-Fotografie kartographiert. Dazu wurden die Bilder eines Wettersatelliten verwendet, die Aufschluß über die Wetterlage in den einzelnen Gebieten gaben. Dadurch konnten die Vermessungsflugzeuge in jeweils klare Gebiete entsandt werden.
Heute ist die Raumfahrttechnik in der Lage, Bilder mit einem Auflösungsvermögen von 2,5 Metern direkt aus der Erdumlaufbahn zu machen. Mit Hilfe der Falschfarbenfotografie, der UV- und IR-Fotografie lassen sich heute sämtliche Gebiete der Erdoberfläche unabhängig von den Witterungserscheinungen kartografieren. Ein weiteres Beispiel ist die Kartografierung des Amazonasgebietes. Von diesem Stück Erde lagen bislang nur sehr undetaillierte Karten vor. Durch die Skylab-Astronauten wurde dieses Gebiet genauestens vermessen, fotografiert und sogar die vorhandenen Bodenschätze konnten mit Größenangaben der Lagerstätten festgestellt werden. Die Angaben des amerikanischen Geologie-Satelliten

ERTS-I wurden bei der Auswertung ebenfalls verwendet. Bei den Flußläufen des Amazonas wurden Abweichungen von der bekannten Lage bis zu 20 km festgestellt.
Die geologische Untersuchung der Erdoberfläche aus dem Kosmos ist für den Menschen wohl eine der bedeutsamsten Aufgaben. Durch die Raumfahrt ist für das Gebiet der Geologie ein hoher Nutzen zu erwarten. Der oben erwähnte geologische Experimentalsatellit ERTS-I ist mit Instrumenten für die Untersuchung der Erdoberfläche nach Bodenschätzen in Verbindung mit der Fixierung der Größe der Vorkommen ausgerüstet. Die Erwartungen, die die Wissenschaftler in den Satelliten gesetzt haben, wurden weit übertroffen.
Es hat sich gezeigt, daß die Möglichkeiten, aus dem Kosmos die irdische Oberfläche zu untersuchen, weitaus effektiver sind, als in mühevoller Kleinarbeit Probebohrungen in einzelnen Gebieten durchzuführen.
Die Ozeanographie ist gemeinsam mit der Hydrologie ein Wissenschaftszweig, der in letzter Zeit immer mehr an Bedeutung gewinnt. Fischschwärme zu beobachten und ihre Größe zu ermitteln, ist bis heute ein schwieriges Problem gewesen. Die Fischfangflotten liefen bisher nur auf gut Glück oder nach Erfahrungswerten aus. Durch einen Beobachtungspunkt im Kosmos lassen sich die Fischfangflotten lenken. Zugleich kann auch die Größe der Fischschwärme festgestellt werden, um danach die entsprechenden Schiffe zu entsenden.
Erdbezogene Kosmonautik! Schon die wenigen Beispiele, es konnte hier nur ein kleiner Teil der Möglichkeiten angesprochen werden, zeigen, daß die Erde aus dem Kosmos besser gesehen und beobachtet werden kann, als das jemals von der Erde selbst aus möglich wäre.

Martin Bork



Aufnahme unserer Erde aus 29000 km Höhe. Fotografiert wurden drei Hurricane (helle Wirbelflecke) über dem amerikanischen Kontinent.

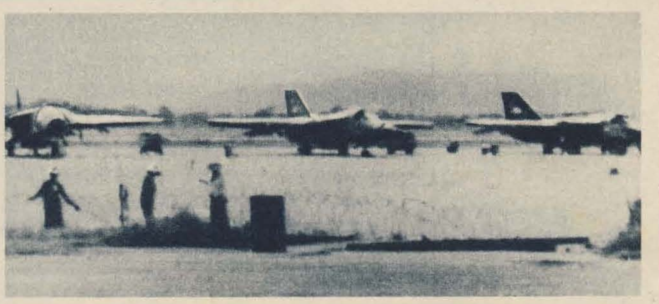


Jahrestage: 10. 9. – Tag der jugoslawischen Seestreitkräfte. 12. 9. – Tag der sowjetischen Panzertruppen. 17. 9. – Tag der ČSSR-Luftstreitkräfte. 23. 9. – 30. Jahrestag der bulgarischen Volksarmee. 29. 9. – 30. Jahrestag der Bewaffneten Kräfte der Ungarischen Volksrepublik.

„Erzengel" heißt ein Plan des USA-Geheimdienstes, der in Argentinien einen Putsch nach chilenischem Muster anstrebt. Unter der Regie des CIA gruppierte die argentinische Reaktion ihre Kräfte, um fortschrittliche Tendenzen innerhalb der peronistischen Bewegung zunichte zu machen. Dabei erzielte sie bereits Teilerfolge. So wurde der als progressiv bekannte Armeeoberbefehlshaber Carcagno zwangspensioniert. Ein ultralinker Überfall auf den Armeestützpunkt Azul diente als Vorwand, um im Parlament ein Gesetz gegen „unerlaubten Zusammenschluß" durchzubringen.

Eine reine Berufsarmee sind die mit einem Kostenaufwand von 1,3 Milliarden Dollar unterhaltenen australischen Streitkräfte. Im Heer dienen 31 000 Berufssoldaten, deren Zahl bis 1976 auf 36 000 erhöht werden soll. Die Luftwaffe gliedert sich in drei Geschwader und hat eine Personalstärke von 21 500 Mann. Auf dem Flaggschiff „Melbourne", einem Flugzeugträger, und den anderen 55 Kampfschiffen der „Royal Australian Navy" dienen weitere 16 400 Mann. Auf jeweils zehn Soldaten der australischen Streitkräfte kommen zudem sieben Zivilangestellte.

Als erste Phase einer tiefgreifenden antiimperialistischen und antioligarchischen Revolution beurteilt der Generalsekretär des ZK der Peruanischen KP Jorge del Prado die fortschrittlichen Maßnahmen der Revolutionären Regierung der Streitkräfte. In diesem Zusammenhang verwies er auf die Bedeutung der Friedenspolitik der Sowjetunion für sein Land und hob hervor, daß Präsident Velasco Alvarado den Antikommunismus als das Banner der Konterrevolution bezeichnet habe.



Ein Eckpfeiler ihrer Südostasienpolitik soll nach dem Willen der USA Thailand bleiben, wo sie gegenwärtig 38000 Soldaten und rund 500 Kampfflugzeuge auf 6 Luftstützpunkten stationiert haben. Damit beherbergt Thailand nach der BRD das zweitstärkste US-Truppenkontingent außerhalb der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Militärische Investition im Gesamtwert von 4,7 Milliarden Franken plant die Schweiz in einem Programm für die Jahre 1975 bis 1979. Dabei geht es vor allem um die Verstärkung der Panzerabwehr, den Ausbau der Luftverteidigung, die Modernisierung der Artillerie, die höhere Feuerkraft der Infanteriedivisionen sowie die Modernisierung der Ausbildungsbasen und Truppenübungsplätze.

Amerikanische Nuklearwaffen werden auf kanadischem Territorium gelagert. Dies erklärte Verteidigungsminister Richardson vor dem Unterhaus in Ottawa. Es handelt sich um Raketen mit Kernsprengköpfen, die von Flugzeugen des Typs CT-101 abgefeuert werden können.

Eine Raumsonde wurde in Japan mit einer von der Erde aus gelenkten Dreistufenrakete abgeschossen. Das neue Modell der Trägerrakete mit festem Treibstoff ist 20 m lang und wiegt 41,5 t. Die Umlaufbahn des Satelliten hat einen Neigungswinkel von 31 Grad zum Äquator.

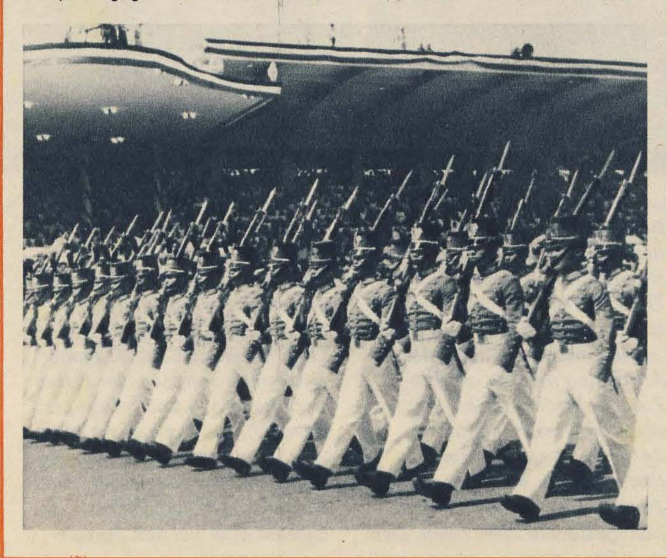
Den Besitz von Kernwaffen strebt das brasilianische Militärregime an. Aus dem Ausland wurden Professoren für Atomphysik und Atomtechniker verpflichtet sowie 20000 entsprechende Studienplätze geschaffen. Die Militärregierung lehnt es ab, dem Vertrag über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen beizutreten.



Degradiert wurde der ehemalige Präsident der demokratischen und fortschrittlichen Breiten Front Uruguays, General Seregni, durch ein Militärtribunal des Diktators Bordaberry mit der Absicht, sein Ansehen unter der uruguayischen Bevölkerung zu mindern. Eine verstärkte Terrorwelle richtet sich gegen alle patriotischen und demokratischen Kräfte des Landes (Foto). Während die Lebenshaltungskosten 1973 um 77,5 Prozent stiegen, der Reallohn weiter sinkt, betragen 1974 die militärischen Aufwendungen 25 und die Kosten für den polizeilich-militärischen Unterdrückungsapparat 40 Prozent des Etats.

Hubschrauber setzen die Polizeikräfte von Tansania zum Schutz der Elefanten in den Wildreservaten des Landes ein. Die Steigerung des Preises für Elfenbein, das heute auf dem Weltmarkt zehnmal teurer ist als vor einigen Jahren, führte dazu, daß sich Wilderer in schwerbewaffneten Banden zusammenrotten und in den Nationalparks jagen.

Von 65000 auf 80000 Mann wurden die philippinischen Streitkräfte verstärkt. Drei Viertel davon sind im Süden konzentriert, wo bei Kämpfen gegen die moslemische Minderheit allein an einem Tag auf der Insel Mindanao 10000 Menschen ums Leben gekommen sind. 1973 betrug die „Hilfe" für die Philippinen 800 Millionen US-Dollar.



IN EINEM SATZ

Mehr als 20% des griechischen Staatshaushaltes werden für Militär- und Rüstungsausgaben verwendet.

Den Kriegsmaterialexport der schweizerischen Industrie bezifferte das Eidgenössische Militärdepartement für 1973 mit 208,2 Millionen Franken.

Die Beseitigung der militärischen Präsenz Washingtons, Ausweisung aller CIA-Agenten, Aufhebung der Gesetze zur politischen Unterdrükkung, Legalität für die KP, Aufbau eines demokratischen Sozialsystems mit nichtkapitalistischer Entwicklung forderte der V. Parteitag der illegal kämpfenden KP der Philippinen.

Erlassen wurde dem Aggressor Israel die Bezahlung der seit dem Oktoberkrieg des vergangenen Jahres gelieferten USA-Waffen in Höhe von eineinhalb Milliarden Dollar.

Von ihren Posten entfernt wurden zwei Generale der nigerianischen Streitkräfte, weil sie möglicherweise in einen Rauschgiftskandal von internationaler Tragweite verwickelt sind.

Moderne Waffen liefern die USA in Kürze an Jordanien, zugleich stützen sie das Militärbudget für das laufende Jahr durch finanzielle Zuwendungen und Kredite.

Eine Million ausländische Polizisten, darunter 100000 Brasilianer, wurden in den letzten Jahren mit einem Kostenaufwand von 280 Millionen Dollar von den USA geschult und ausgerüstet.

Zwei Merkmale kennzeichnen nach Meinung des norwegischen Abgeordneten Olaf Holm die moderne Entwicklung: die Raketen werden immer schneller, die Post immer langsamer.

Saudi-Arabien wird in den kommenden fünf bis sechs Jahren Waffen und anderes militärisches Material im Wert von 335 Millionen Dollar aus den USA erhalten.

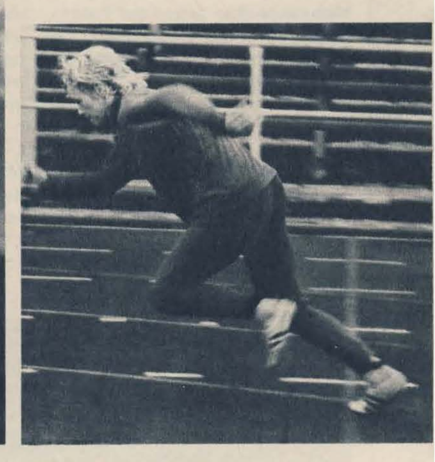
Eine elfwöchige Gesamtausbildung erhalten 180 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der iranischen Marine in der BRD für den Einsatz auf zwei von westdeutschen Werften gebauten Flottenversorgern.

Flugzeuge vom Typ Phantom F 4 für die griechischen Luftstreitkräfte wurden von den USA an Luftwaffen-General Papanikolaou „feierlich" übergeben.

Eine kleine Große



Hoch hinaus möchte Oberfeldwebel Rita Kirst. Auf ihren Sport bezogen ist das ganz wörtlich gemeint – es liegt gewissermaßen in der Natur der Sache. Sie ist nämlich Hochspringerin. Und einige Höhen hat die grazile 23jährige da schon bewältigt. 1,92 Meter – das ist Hallenweltrekord. Außer ihr schaffte das nur noch eine Frau in der Welt. 1,92 Meter – das sind 18 Zentimeter mehr als Rita selbst groß ist. Vielleicht stellen Sie sich diese Höhe einmal an Ihrer eigenen Körpergröße vor. Und Rita ist eine der kleinsten Hochspringerinnen der Weltklasse. Ein Nachteil, den sie durch Technik und Sprungkraft auszugleichen versucht. „Wenn Rita nur fünf, sechs Zentimeter größer wäre . . ." Major Heinz Rieger, Ritas Trainer beim ASK Potsdam, sagt das nicht etwa als Entschuldigung – dafür gibt's ja auch keinen Grund – er stellt es nur sachlich fest. Denn den Freiluft-Weltrekord der Bulgarin Blagojewa (1,94 m) hält Heinz Rieger für seinen Schützling trotzdem noch für erreichbar. Er baut dabei auf Ritas ausgezeichnete Technik (den Bauchwälzer beherrscht sie perfekt), auf ihre große Beweglichkeit, ihre rhythmische Begabung („sie wäre bestimmt auch eine gute Ballettänzerin geworden") und nicht zuletzt auf ihre Zielstrebigkeit und Disziplin, ihren Trainingsfleiß, wodurch sie ihre physische Stabilität in den letzten Jahren wesentlich erhöhte. Ansonsten möchte ich ihre Ziele, ihr Wollen nicht unbedingt mit „hoch hinaus" in Zusammenhang bringen. Ich finde, da läge ein bißchen Zweifel drin, ob das nicht zu hochgesteckte Ziele seien. Das sind Ritas ganz bestimmt nicht.



Nähen ist ihre Leidenschaft. Darum wurde sie Schneiderin. Mit ihrem Fernstudium als Bekleidungsingenieur will sie keinesfalls zu hoch hinaus – das schafft sie sicher. Und im Sport strebt sie immer noch nach dem, was ihr bisher trotz Rekorden und oftmaliger Favoritenstellung versagt blieb, was für sie aber durchaus kein utopisches Ziel ist – nach einer Medaille bei Olympischen Spielen oder bei den Europameisterschaften.

Als Rita 1968, siebzehnjährig, nach Mexiko fuhr, galt sie bei allen Experten als sichere „Bank" für die olympische Hochsprungkonkurrenz. Mit 1,87 m hatte sie kurz zuvor eine Höhe überquert, mit der sie zu dieser Zeit ziemlich einsam in der Welt dastand. Doch dieser psychologische Rucksack war zu schwer für das blutjunge Mädchen. Bei 1,78 m blieb sie hängen. Keine Medaille, „nur" der 5. Platz. Seitdem galt sie als nervlich anfällig, als eine Springerin, die in entscheidenden Wettkämpfen versagte, zumindest selten die Höhen schaffte, die man von ihr erwartete.

„Das hängt mir immer noch etwas an." Und sie fügt ehrlich und ein wenig sarkastisch hinzu: „Na ja, ich habe ja auch eine ‚schöne' Regel entwickelt – Vierte bei Europameisterschaften (1969, 1971), Fünfte bei Olympischen Spielen (1968, 1972)."

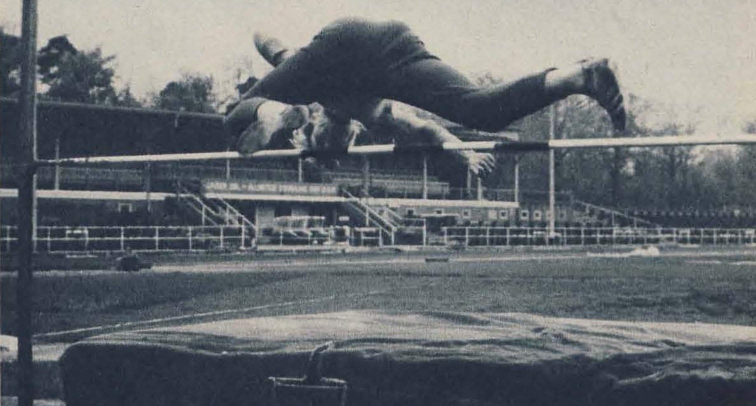
Heinz Rieger und auch der Cheftrainer der ASK-Leichtathleten, Dr. Heinz Kadow, sehen das anders: „Rita ist psychisch nicht labil. Wenn es bisher Enttäuschungen in großen Wettkämpfen gab, so lag das, glauben wir, mehr an der Wettkampfvorbereitung, an einer gewissen instabilen Physis. Wir sind der Meinung, das hat sie jetzt überwunden."

Mit Hilfe ihrer Trainer, in erster Linie aber durch eigenen Fleiß, durch ihre Bereitschaft, höchste Trainingsbelastungen auf sich zu nehmen: „Den Willen zur Leistung braucht der Sportler, sonst schafft er nichts." Das ist ihre Devise. „Und Niederlagen muß man verkraften können, ich hab's ja zur Genüge erlebt."

Die Unterstützung dazu hat Oberfeldwebel Rita Kirst nicht nur bei ihrem Trainer und den anderen Genossen ihrer Trainingsgruppe – Burglinde Pollak, Jörg Drehmel zum Beispiel – sondern auch ganz „privat": Joachim Kirst, Leutnant, bester Zehnkämpfer der DDR – und ansonsten Ritas Ehemann.







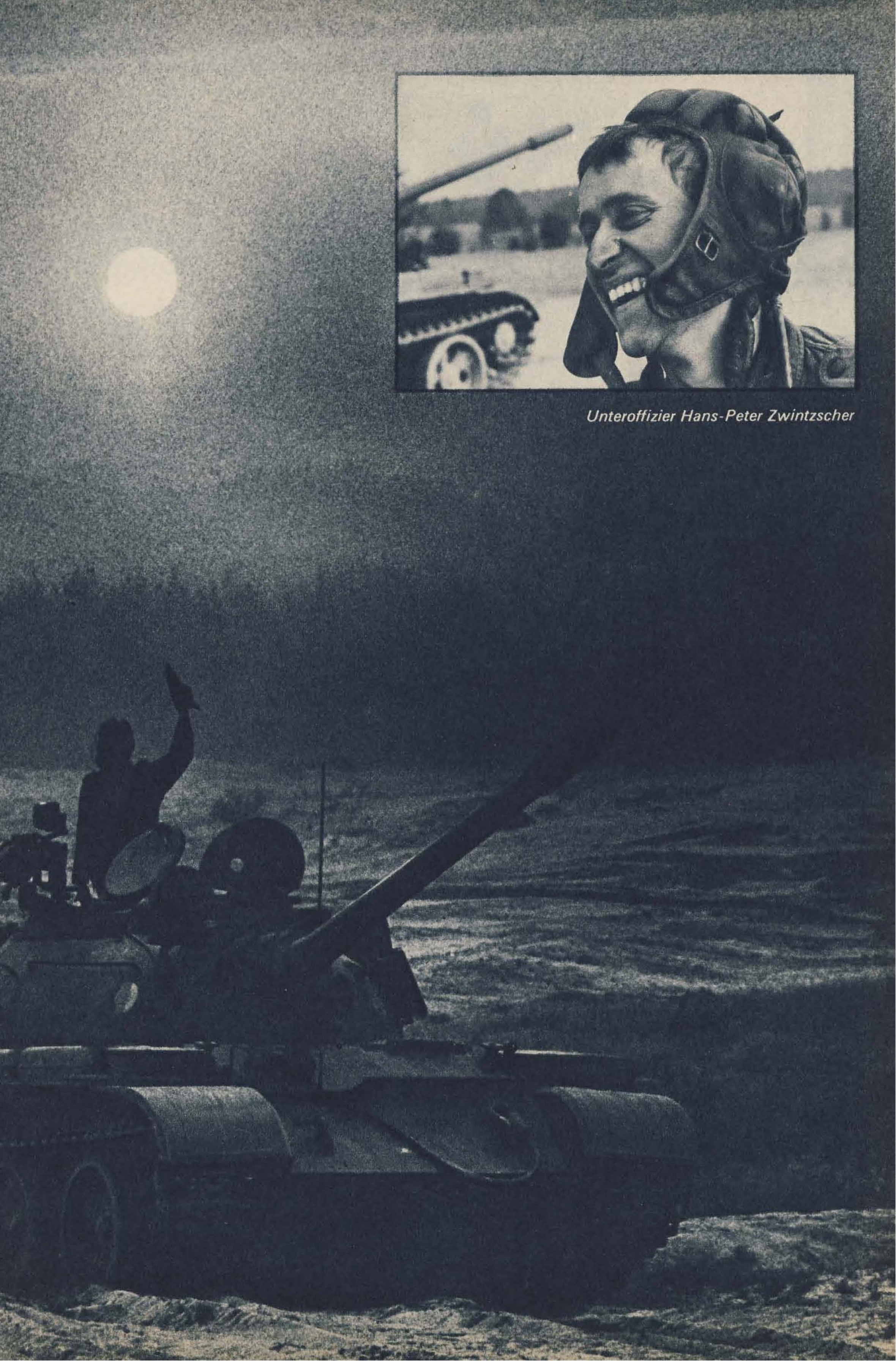
„Im Haushalt muß ich ihn ja ab und zu mal ein bißchen antreiben, aber er hilft schon. Im Sport spornen wir uns gegenseitig an, wir ergänzen uns wunderbar. Mit seinem Willen, seine lange Krankheit zu überwinden und nicht aufzustecken, ist er mir das beste Vorbild."

Nun stehen die Europameisterschaften 1974 unmittelbar bevor. Ich hoffe, Rita Kirst hat sich inzwischen einen Platz in unserer Mannschaft gesichert. 2,00 Meter, die sie für Frauen mal für möglich hält, wird sie wohl noch nicht springen. Aber vielleicht gibt es einen Angriff auf den Weltrekord. Auch von Rita Kirst?

Oberstleutnant Günther Wirth

PANZER MARSCH und 35 Grad




Unteroffizier Hans-Peter Zwintzscher



Vor wenigen Minuten erst sind die Panzersoldaten vom Wochenendurlaub gekommen. Hinter einigen liegen 6 bis 8 Stunden Bahnfahrt. Die restliche Nachtzeit wollen sie nun noch ein wenig schlafen. Doch kurz nach Mitternacht erschallt's: „Training der Elemente – vollständige Ausrüstung – Anlegen der Kombination!" Es geht raus zur Taktik-Komplexausbildung. Für die Panzersoldaten soll dieser Tag in doppelter Hinsicht „heiß" werden.
Am Horizont zeigt sich die Sonne als glutroter Ball. Die Vögel in den Wipfeln begrüßen den Morgen mit einem vielstimmigen Konzert. Über dem weiten, sandigen Übungsplatz liegt ein feiner Nebelschleier.

Doch den Soldaten in ihren schwarzen, ölverschmierten Anzügen bleibt kaum Zeit für romantische Träumereien. Die ersten Kommandos erschallen.

Der 1. Zug trainiert den Angriff. „Zug in Richtung Baumgruppe Feuerstellung beziehen!" Mit ruhiger Stimme gibt Zugführer Unterfeldwebel Klaus Hohnke, ein 20jähriger langaufgeschossener Mann, seine Befehle über Funk. Die Motoren heulen auf, ratternd fahren die einzelnen Panzer in die für sie günstigste Stellung. Mit wachen Augen beobachtet der junge Zugführer das Manöver.

Vor wenigen Monaten noch, als der Kommandeur ihm diese Funktion übertrug, war dem Unterfeldwebel doch ein bißchen bange ums Herz. Vor zwei Jahren hatte er die Unteroffiziersschule mit gut beendet. Auch seine anschließenden Aufgaben als Richtschütze und Kommandant hatte er erfüllt. Doch einen Panzerzug führen? Reichen da seine militärischen Kenntnisse? Die Erfahrungen in der Führung von Menschen, die oft älter sind als er selbst? „Ich wurde einfach ins Wasser geworfen und habe Schwimmen gelernt", gesteht lächelnd Unterfeld-



webel Hohnke. „Mit der größeren Verantwortung ist auch mein Selbstvertrauen gewachsen."
Die Maschinen haben ihre Feuerstellungen unter Bäumen bezogen. Soweit schon ganz gut, denkt Zugführer Hohnke. Der rechte Panzer jedoch hat nicht den besten Platz ausgesucht. Das Schußfeld ist ungünstig. Also alles zurück, und die ganze Vorstellung noch einmal!

●

Im Turm von „Drei-neun" steht Kommandant Unteroffizier Hans-Peter Zwintzscher, 21 Jahre alt. Mit einer lässigen Handbewegung schiebt er die Kopfhaube in den Nacken. Seine Augen verraten, daß er mit den Leistungen seiner Besatzung zufrieden ist. „Kutscher, tauch' unter und laß' den Dicken marschieren!" Dieses etwas eigenwillige Kommando gilt dem Panzerfahrer Unteroffizier Sand und soll soviel heißen wie: Gut gemacht, fahr' weiter so! Doch das mit dem „Kutscher" hat eine Vorgeschichte.
Es war vor einigen Wochen bei einer größeren Taktikübung. Die Einheit befand sich im Angriff. „Zug in Linie entfalten", lautete das Kommando. Kommandant Zwintzscher befahl daraufhin seinem Fahrer: „Entfalten – rechts anziehen!" Keine Reaktion. Der Befehl kam erneut und mit mehr Nachdruck. Doch vergeblich. ‚Mensch, mit dem Sand haben wir auf Sand gebaut. Der Mann trieft ja wieder einen hin. Auf der Stelle bestrafen', ging es dem Kommandanten durch den Kopf. Aber auch hier siegte letztlich Unteroffizier Zwintzschers Prinzip: Einen Menschen erzieht man am besten mit Hilfe des Kollektivs. Auf jeden Fall: Die nachfolgende kameradschaftliche Aussprache half. Als kürzlich bei einer Übung die Lenkung des Panzers nicht einwandfrei funktionierte, beseitigte Unteroffizier Sand aus freien Stücken in der Pause den Fehler. Kommandant Zwintzscher und seine anderen Mannen waren richtig stolz auf ihren „Kutscher".

●

Der Kompaniechef befiehlt Stationswechsel. Für den 1. Zug heißt das, auf schnellstem Wege eine Verteidigungsstellung zu beziehen. Zu den grauen Staubwolken hat sich unterdessen glühende Hitze gesellt. Die Luft flimmert, jeder Schritt zählt jetzt doppelt, dreifach.
Auch Joachim Geithe (siehe Titelbild), Kommandant von „Drei-sieben", fällt es schwer, sich voll zu konzentrieren. Schweißbäche durchziehen sein schmutzverkrustetes Gesicht. „Panzergranate – 28-00 – Panzer in Flanke. . ." Der Richtschütze bestätigt das Kommando. Vor 14 Tagen saß Gefreiter Geithe selbst noch am Zielfernrohr, nun handelt er zum ersten Mal als Kom-



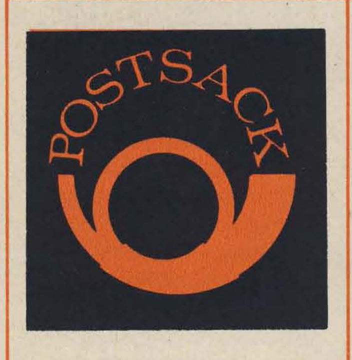
mandant. Man spürt, er will diese Probe gut bestehen, und er kann dabei auf seine Besatzung bauen. Vertrauen und Hilfe – für Gefreiten Geithe sind das keine Floskeln. Die Genossen schätzen besonders seinen Fleiß, die hohe Einsatzbereitschaft und seine Bescheidenheit. Erst vor wenigen Tagen hat Joachim Geithe mit den Neuen an einem Sonnabendnachmittag solange geübt und ihnen seine Erfahrungen vermittelt, bis alle die Norm in der Schutzausbildung geschafft hatten.
„Kommandanten zu mir", tönt es im Hörer. Zugführer Hohnke gibt Hinweise. „Achten Sie besonders jetzt, da die Hitze an jeden Soldaten hohe physische Anforderungen stellt, auf exakte Befehlsausführung. Bei nicht korrekter Beherrschung der Elemente muß wiederholt werden. Denken Sie immer an das methodische Prinzip: erklären – üben – auswerten!"
Letzte Station für den 1. Zug: Aussprengen einer Panzerstellung. Nur noch wenige Minuten bleiben bis zur Detonation. Die Soldaten haben Schutz in einem Graben gesucht. Die Gedanken des Gefreiten Schmidt sind für einen Moment bei seiner jungen Frau. Der dumpfe Knall der Sprengladung ruft ihn jäh in die Wirklichkeit zurück. Im Laufschritt geht es zur Sprengstelle. Allgemeines Urteil: gute Arbeit. „Noch ein paar Spatenstiche, und unser Dicker hat ein schönes Bett", meint scherzend Gefreiter Schmidt, der fast immer zu einem Spaß aufgelegt ist.
Erst vor einigen Monaten ist er vom SPW auf einen Panzer „umgestiegen". Das hat ihm anfangs nicht so recht behagt. Als „Hugo", wie die Panzersoldaten allgemein ihren Ladeschützen nennen, hat er dann nicht nur das Laden, sondern, wie er selbst betont, auch das richtige Stullenschmieren gelernt – und das bei voller Fahrt und für die ganze Besatzung! Und noch eines verrät er: „Keiner glaubt, wie gut man in einem Panzer tanzen kann – natürlich nur auf den Knien." Während des Gefechts ist er ganz Richtschütze. Jede Ungenauigkeit kann dazu führen, daß die Granate ihr Ziel verfehlt. Darum sein Leitsatz: schnell und genau handeln! Beim letzten Schießen erreichte Gefreiter Schmidt die Note 1.

●

14 Uhr. Zwölf Stunden Ausbildung, teilweise bei außergewöhnlichem Wetter, liegen hinter den Panzersoldaten. Aus ihren Augen leuchtet die Zufriedenheit über das Geleistete. Sie haben sich bewährt in ihren neuen Funktionen – ob Zugführer, Kommandant oder Richtschütze.

Oberleutnant d. R.
Dieter Hensel





Flotte AR-Flotten-Fotos

Eure Farbbildberichte gefallen mir sehr gut. Aber wie komme ich zu Farbaufnahmen von Booten und Schiffen der Volksmarine, die in der AR schon gelaufen sind?
Obermaat Gerd Luft

Aus älteren Heften, die im Postsack von manchen Lesern angeboten werden. Wir haben leider keine Abzüge von veröffentlichten Fotos.

Rings um die Kanonen

Ich bin Offiziersschüler der Artillerie und habe vorher als Unteroffizier in einem Truppenteil gedient. Seitdem lese ich auch die AR. Interessiert lese ich besonders die Beiträge über unsere sozialistischen Waffenbrüder, vor allem über die Sowjetarmee. Mit einem sowjetischen Artillerieoffizier würde ich gern in Briefwechsel treten.
Offiziersschüler Manfred Berger

Orden für Kommandeure

In unserem Zirkel erforschen wir den Weg sowjetischer Helden des zweiten Weltkrieges. Unser Dorf war bekanntlich der erste Ort am Westufer der Oder auf dem heutigen Gebiet der DDR, den sowjetische Truppen 1945 befreiten. Nun möchten wir gern wissen, wofür der Suworow-Orden verliehen wird.
Zirkel „Junger Historiker",
1211 Kienitz (Oder)

Er wurde 7128 Kommandeuren der Sowjetarmee und -flotte für hervorragende Organisation von Gefechtshandlungen, schnelle Entschlußkraft und Ausdauer bei der Erringung des Sieges über den Feind verliehen. Er ist am 29. Juli 1942 in drei Klassen gestiftet worden.

Auf den Spuren von Fritz Schmenkel

Unsere FDJ-Grundorganisation hat sich zum 25. Jahrestag der DDR das Ziel gestellt, den ehrenvollen Namen des Kommunisten und Kämpfers gegen den Faschismus Fritz Schmenkel zu erringen. Das Buch „Kampf gegen Sternenlauf" von Wolfgang Neuhaus ist uns dabei eine große Hilfe. Uns interessiert daraus besonders die Zeit seiner Inhaftierung in der ehemaligen Wehrmachtsstrafanstalt Torgau, worüber wir noch mehr erfahren möchten. Wir wollen deshalb die Witwe des inzwischen leider verstorbenen Buchautors einladen.
Dugall, FDJ-Sekretär, Torgau

Viel Lärm um nichts

Woher stammt eigentlich die bekannte Redewendung „jemanden abblitzen lassen"?
Ute Meydorf, Grobleben

Das ist ein bildhafter Ausdruck aus dem 19. Jahrhundert. Eigentlich bedeutet er, daß das Pulver auf der Pfanne (einer Waffe) ohne Erfolg aufblitzt.



Zwischenmeldung des Soldaten Kiekebusch vom AR-Spiel 74

Berge von Preisausschreiben-Lösungen türmen sich in der Redaktion. Wenn auch die Auslosung noch aussteht, soll heute die richtige Auflösung gegeben werden.
In der 1. Runde (Heft 5) waren genau 77 Orts- und Städtenamen in meiner kleinen Geschichte versteckt. Und zwar: Backe, Abend, Truppen, Tützpatz, See, Zabakuck, Sechzehneichen, Schnarrtanne, Waldhaus, Weißen, Rosengarten, Saxonia, Rökken, Roben, Lederhose, Borstel, Kiekebusch, Ursprung, Kindisch, Herreden, Sitten, Passen, Ulla, Casabra, Patzig, Glossen, Haar, Kuhblank, Brücken, Saurasen, Singen, Springen, Wangen, Strauch, Bitter, Elend, Stelzen, Liebethal, Schauen, Pressen, Biegen, Lenz, Viereck, Raum, Betten, Hirschsprung, Hundeluft, Wildschütz, Wampen, Wassersuppe, Saal, Sülze, Rosa, Sauen, Lauter, Grieben, Schimmel, Knoblauch, Benzin, Zimmern, Wall, Schleife, Karpfenschänke, Biere, Brand, Wüstenbrand, Zug, Satzung, Weltwitz, Oberkaka, Kleinmutz, Floh, Morgenrot, Klinge, Kaltwasser, Herold, Rüstungen.
In der 2. Runde (Heft 6) war DDR-Gegenwartsliteratur zu erraten und in meiner Erzählung zu suchen. Hier die darin versteckten Titel: Ein Dienstag im September, Abschied von den Engeln, Jungfer im Grünen, Gewalt und Zärtlichkeit, Am Fluß, Die Leute von Karvenbruch, In Bergheide und anderswo, Beschreibung eines Sommers, Zeit der Störche, Der Regimentskommandeur, Sturz aus den Wolken, Eine Pyramide für mich, Die blaue Nachtigall, Menschenwege, Herbstrauch, Der Krösus von Wolkenau, Alleingang, Die Entscheidung, Pause für Wanzka, Ole Bienkopp, Die neuen Leiden des jungen W., Spur der Steine, Die Schneidereits, Wir sind nicht Staub im Wind, Unter den Linden, Die Probe, Die Preisverleihung, Zum Beispiel Josef, Auf der Suche nach Gatt und Buridans Esel. Zusammengenommen waren es also 30 Titel, sodaß die Lösung der ersten beiden Runden (77 + 30) die Zahl 107 ergab.
In der dritten und letzten Runde (Heft 7) galt es, die in meiner Trumpf-Geschichte enthaltenen Zahlenangaben zu addieren. Das waren demnach: 18 + 20 + 2 + 4 + 14 + 1 + 2 + 9 + 1 + 15 + 7 + 10 + 25 + 1 + 2 + 1 + 2 + 4 + 2 + 2 + 1 + 15 + 1 + 2 + 3 + 3 + 1 + 1 + 3 + 1 = 173. Die richtige Zahlenlösung aus allen drei Runden ergab also 77 + 30 + 173 = 280. Der 280. Tag des Jahres 1974 aber, und darum ging es, ist der 7. Oktober, an dem wir unseren „Republiksgeburtstag" feiern. Dieses Wort ergab sich auch aus der Lösung des Kreuzworträtsels. Nun, ich hoffe, Ihr hattet alles richtig und seid damit Anwärter auf einen der Hauptpreise. Die Gewinner gebe ich im Oktoberheft bekannt.

Euer
Soldat Kiekebusch



Vorsicht, zerbrechlich!

Der Leser Joachim Sopp (AR 4/74), der nach Waffen für Linkshänder fragte, sollte seine eigene Tasse zur Armee mitbringen. Bei der NVA gibt es nur Tassen für Rechtshänder!
Matrose Peter Hoffmann

Schmeckhaft angeboten

Interessiert verfolge ich Ihre Formen der Literaturpropaganda. Die Beiträge „Leser vom Dienst" sind empfehlend, originell, kritisierend und können anderen Presseorganen als Anleitung dienen. Der Ton macht die Musik. Eine kleine Umrahmung der Ankündigungen macht die Bücher für manchen Leser schmackhafter.
Eva Berner, Gotha

Kurz gesagt: Kurz bleibt Mode

In letzter Zeit beobachtete ich, daß sich die Ansichten über den militärischen Haarschnitt offenbar geändert haben müssen. Früher wurde immer auf militärische Kürze orientiert, jetzt laufen aber viele mit einem „Kanten" herum.
Ernst Geppert, Sandersdorf

Ein kurzer Haarschnitt wird auch jetzt noch verlangt. Kurz geschnitten können verschiedene Frisuren sein, so ein bürstenartiger Haarschnitt, ein modischer Fassonschnitt, ein normaler Messerform-Rundschnitt, ein Fassonschnitt mit langgezogenem Nacken, ein gepflegter modischer Eckschnitt sowie andere vergleichbare kurze Haartrachten. So legt es die Anleitung 010/1/003, Belehrungen über Rechtsvorschriften und militärische Bestimmungen, fest.



Reservisten zahlen weiter

Beim aktiven Wehrdienst ruht die Mitgliedschaft im FDGB und die Beitragszahlung, schrieben Sie im Heft 3/74. Und wie ist es beim Reservistenwehrdienst?
Karl Specht, Bad Doberan

Da bleibt die Mitgliedschaft mit allen Rechten und Pflichten bestehen. Der Beitrag wird nach dem Wehrsold und dem Lohnausgleich des Betriebes zusammengenommen berechnet.

Jungbrunnen

Obwohl ich eine „Alte" mit 53 Jahren bin, hilft mir auch Eure Zeitschrift, daß ich jung bleibe.
Ingeborg Bender, Berlin

Trotz Anschreiben abgeschrieben?

„Die Betriebe sind gesetzlich verpflichtet, mit ihren Betriebsangehörigen, die aktiven Wehrdienst leisten, ständig enge Verbindung zu halten", schrieben Sie im Märzheft. Ich bin nun schon seit November 1972 bei der NVA, als Unteroffizier auf Zeit. Doch mein Betrieb, der VEB Secura-Werke des Kombinates Zentronik, hat sich bisher noch nicht mit mir in Verbindung gesetzt, abgesehen von einem Weihnachtspaket 1972 und zwei Briefen Ende desselben Jahres. Ich hatte noch einige Male geschrieben und war auch bei den Kollegen im Betrieb, doch nichts tut sich.
Unteroffizier Wolfgang Kube

AR ging der Sache nach: Die Kaderabteilung des Werkes hat veranlaßt, daß sich doch etwas tut. Ihr früheres Arbeitskollektiv dürfte sich inzwischen gemeldet haben.

'Raus mit den israelischen Aggressoren!

In den Berichten über die Situation im Nahen Osten taucht öfter die Resolution 242 des UNO-Sicherheitsrates von 1967 auf. Worum geht es darin hauptsächlich?
Volker Mittenzwei, Luckenwalde

Sie gipfelt in der eindeutigen Forderung nach Rückzug der israelischen Truppen aus allen bei der verbrecherischen Juni-Aggression 1967 okkupierten arabischen Gebieten. Darauf beruhen auch alle späteren Beschlüsse der UNO-Vollversammlung und des Sicherheitsrates, die auf die friedliche Lösung des Nahost-Konfliktes gerichtet sind.

9/74

Genosse Admiral, ich hab' da mal 'ne Frage ...

hieß es bei einem Rundgang durch das Armeemuseum der DDR in Dresden. AR organisierte einen Lesertreff mit dem Stellvertreter des Ministers und Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, Genossen Admiral Waldemar Verner.

Außerdem erfahren Sie etwas über:

Flammenwerferschützen in der Gefechtsausbildung
Sowjetische U-Boote auf Kreuzfahrt in den Ozeanen
Zehn Jahre FRELIMO
Die erste Folge des neuen AR-Preisausschreibens
Gürtelkinder – aus der Nachwuchsarbeit einer ASG

Ein Besuch lohnt sich

Nächstes Jahr werden es 450 Jahre, die seit dem Großen Deutschen Bauernkrieg von 1525 vergangen sind. Gibt es darüber im Dresdener Armee-Museum auch etwas zu sehen?
Feldwebel d. R. Georg Mehlhorn, Mühlhausen

Die Exponate von dieser großen revolutionären Volkserhebung bilden den Höhepunkt in der Darstellung des Zeitabschnittes von 1400 bis 1789. Sie berichten vom Kampf der bürgerlichen, bäuerlichen und plebejischen Volksmassen gegen die Feudalordnung.

Auch der Schlag Erbsen fehlte nicht

Das nun schon traditionelle Wehrsportfest an unserer EOS wurde zu einem Höhepunkt unserer Vorbereitungen auf den 25. Jahrestag der DDR. Unter dem Motto „Signal

DDR 25" zeigten die GST-Mitglieder unserer Schule bei den Hans-Beimler-Wettkämpfen, daß sie sich gut auf den aktiven Wehrdienst vorbereiten. Alle waren mit Elan dabei, um bei den wehrsportlichen Disziplinen gute Leistungen zu vollbringen. Den Genossen des Truppenteils „Soja Kosmodemjanskaja", die uns dabei hervorragend unterstützten, vor allem dem Genossen Dettmann, unseren besten Dank.

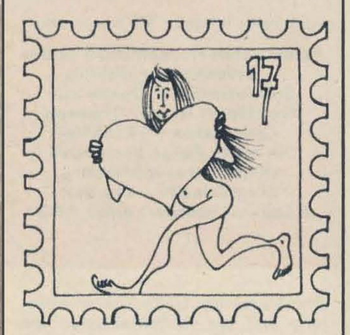
Irina Friedrich,
Kopernikus-Oberschule Torgelow

Soldatenpost erwünscht

. . . bin 19, ohne Anhang, wünsche Freundschaft mit einem Matrosen oder Soldaten, der etwas älter und nicht unter 1,70 m groß ist.

Petra Reinicke,
90 Karl-Marx-Stadt, Linienstr. 11

Ich möchte gern mit einem Offiziersschüler in Briefwechsel treten. Bin 18/1,68, Abiturientin, liebe Musik und Literatur und studiere ab Sep-



tember an der Karl-Marx-Universität in Leipzig.

Irina Niebergall,
113 Berlin, Siegfriedstr. 145

Gefreiter Braun kann was

Plötzlich versagte auf der Autobahn die Lichtmaschine meines Fahrzeuges. Es war Nacht, nur noch wenig Verkehr. Gefreiter Braun von der Einheit Baumann half mir, in der Dienststelle den Schaden zu beheben. Uneigennützig, in seiner persönlichen Freizeit und in der Nacht. Dabei bewunderte ich sein hohes technisches Können. Dafür möchte ich ihm auf diesem Wege nochmals herzlich danken.

Oberstleutnant Lothar Rösler

Standhafte Verteidiger

Wurde der wichtige sowjetische Flottenstützpunkt Kronstadt im zweiten Weltkrieg von den faschistischen Truppen erobert?

Reinhard Etänke, Hermannshagen

Nein. Von dieser Flottenbasis aus trugen die Matrosen der Baltischen Rotbannerflotte in den 900 Tagen der Blockade Leningrads zur Sprengung des faschistischen Einschließungsringes bei.

Erst einen Zoll, dann etwas breiter

Ihre Antwort zu „Rote Biesen" (Postsack 4/74) möchte ich ergänzen: In Form und Schnitt trugen die preußischen Generale und Offiziere ab 30. 10. 1815 hellgraue Hosen mit 1 Zoll breiten roten Streifen, die man auch Lampassen nannte. Durch höheren Befehl vom 29. 3. 1832 fielen für Offiziere die Lampassen weg, dafür wurden sie an den Hosen der Generale etwas verbreitert.

Kurt Wolf, Löbau

Alltägliches

Mit gefällt an der AR, daß nicht nur Technik vorherrscht, sondern auch der normale Soldatenalltag in ihr beschrieben wird. Mit dem Postsack – das ist wirklich eine gute Sache.

Olaf Parnick, Groß Köris

AR-Markt

SUCHE:
AR, „Militärtechnik", „Fliegerrevue" und andere Zeitschriften sowie Typenblätter über Militärtechnik, auch „VA"-Typenblätter „Waffenlexikon", die Zeitschriften möglichst mit Typenblättern.

Holger Szeh,
357 Gardelegen, postlagernd

Typenblätter der Hefte 3, 5, 8, 10/1964 und der Jahrgänge 1966 und 1968 gegen Bezahlung.

Joachim Richter,
5801 Wandersleben, Schenkstr. 24

Typenblätter und Bilder von Handfeuerwaffen von etwa 1930 bis heute.

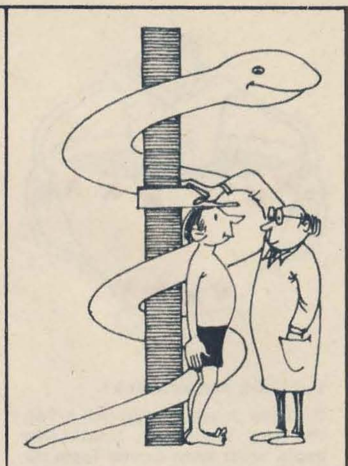
Klaus-Peter Tesmann,
6541 Woltersdorf ü. Stadtroda,
JWH „Neues Leben"

Hefte von 1961 bis 1968 sowie die Hefte 8, 9 und 10/69 und 5/70, möglichst kostenlos, da ich noch zur Schule gehe.

Andreas Nasdal,
7591 Klein Buckow, Rensdorfer Weg 6

Typenblätter von Panzern, SFL, SPW, Sturmgeschützen o. ä. (keine Schiffe, Flugzeuge usw.) aus AR, „Militärtechnik" und „Volksarmee" sowie Panzerbücher jeder Art, besonders über die Entwicklung der Panzerwaffe, gegen gute Bezahlung.

Gerhard Geipel,
993 Adorf/V., Häßlerstraße 21



AR von Anfang bis einschl. 1964, „Militärtechnik" von Anfang bis einschl. 1972 komplett, evtl. auch einzeln.

Rolf Heines, 8010 Dresden,
Heiligenbornstr. 9

BIETE:
Jahrgänge 1964 bis 1972.

Hans-J. Sommer, 75 Cottbus,
Stadtpromenade 10/509

Spuk an Bord

Seeleute sprechen oft scherzhaft vom Klabautermann. Was ist damit gemeint?

Marion Speißler, Wandersleben

Ein Schiffsgeist, der mit einem Hammer an die Schiffswand klopft. Die hölzernen Schiffe im 17. Jahrhundert wurden mit dem Kalfathammer, der im Niederländischen Klavaatshamer genannt wurde, ausgebessert bzw. wasserdicht gemacht. Davon leiteten die Matrosen die Existenz eines Schiffsgeistes ab, der als Klabautermann unter den Seeleuten herumspukt.



Männer mit dem Äskulapstab

Neulich erfuhr ich, daß es eine Gesellschaft für Militärmedizin in der DDR gibt. Welche Aufgaben hat diese?

Obermatrose K. Jordan

Sie trägt mit ihren speziellen Mitteln und Möglichkeiten zur Stärkung der sozialistischen Landesverteidigung bei. Auf ihrem I. Kongreß im April 1974 beschäftigten sich die Mitglieder mit dem Gesundheitszustand der Bevölkerung hinsichtlich ihrer Tauglichkeit und Eignung für Berufe und militärische Anforderungen.

Mit dem letzten militärischen Dienstgrad

Ich bin Gefreiter d. R. und habe nach dem Wehrdienst bei der Volkspolizei den Dienstgrad Hauptwachtmeister erreicht. Mit welchem Dienstgrad würde ich zum Reservistenwehrdienst einberufen?

J. Paul, Hettstedt

Als Gefreiter. Der Dienst bei den bewaffneten Organen des Ministeriums des Inneren, außer bei den VP-Bereitschaften und den kasernierten Einheiten der Transportpolizei, rechnet nicht als Wehrdienst oder Wehrersatzdienst.

Wohnungsgeld auch für Ledige

Ich hörte von einer Änderung der Besoldungsordnung, nach der jetzt auch unverheiratete Längerdienende der NVA Wohnungsgeld erhalten können.

Feldwebel Joachim Bräuer

Die Änderung vom 5. 12. 1972 gestattet die Zahlung von Wohnungsgeld auch an solche Soldaten und Unteroffiziere auf Zeit, Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Offiziere, die unverheiratet sind und die Kasernenunterkunft nicht in Anspruch nehmen. Die Höhe der Beträge in den verschiedenen Dienstgradgruppen blieb unverändert.

Uns nicht!

Mir kann's ja egal sein, aber muß es sein, daß Sie jetzt auch Briefwünsche von Mädchen veröffentlichen, die sich mit Soldaten schreiben möchten. Ist Ihnen der Platz dafür nicht zu schade?

Karl-Friedrich Köllner, Wolmirsleben

Uns ist das nicht egal. Aber was meinen Sie dazu, liebe Leser?

IM AUGUST IN DEN KINOS



Guten Tag und Lebewohl

In diesem sowjetischen Farbfilm wird eine nur scheinbar kleine, zutiefst anrührende Geschichte – eine Frau zwischen zwei Männern – ganz unsentimental, heiter erzählt. Die großartige Hauptdarstellerin, die bei uns noch fast unbekannte Ludmilla Saizewa, gestaltet darin ihre Filmheldin Alexandra so natürlich, fraulich, warm, optimistisch und lebensfreudig, daß mancher Zuschauer davon noch lange schwärmen wird.

Alexandra, eine junge, resolute und zugleich schüchterne Frau, lebt mit ihren drei Kindern allein, seitdem ihr Mann Dmitri in die Kreisstadt durchbrannte, einen Tag nachdem der Zirkus im Kolchos gastiert hatte. Angeblich suchte er den Sinn des Lebens. Doch das war wohl mehr ein Weiberrock vom Zirkus oder doch zumindest die Ausrede dafür, daß Dmitri seine Ungebundenheit über alles liebt und es herrlich findet, wenn er bei seinen gelegentlichen sonntäglichen Besuchen im Kolchos von den Nachbarn als „Hauptstädter" ehrfürchtig angestaunt und in der Teestube freigehalten wird. Alexandra ist tüchtig, sie läßt sich nicht unterkriegen, sie hat Verehrer. Der eine, ein verwitweter Buchhalter, ist so häßlich, daß man ihn nur nachts zeigen kann, wie seine Verwandten sagen. Der zweite ist der langjährige flatterhafte Verlobte ihrer Freundin Natascha. Und der dritte Verehrer ist der neue Dorfmilizionär Burow, der immer so ernst dreinschaut und ihr schüchtern-unbeholfen zu verstehen gibt, daß er sie mit den drei Kindern heiraten möchte, obwohl sie ihn erst einmal ganz gehörig an der Nase herumgeführt hat – zum Gaudi des ganzen Dorfes. Alexandra, die schon eine fast erwachsene Tochter hat, merkt plötzlich, was Liebe ist, was Liebe vermag. Deshalb bekennt sie sich vor den neugierigen Augen des Dorfes ganz demonstrativ zu ihrer Liebe. Sie bringt Burow das Frühstück in die Wachstube, wäscht seine Uniformblusen, verschönt sein Zimmer. Doch da steht plötzlich wieder Dmitri in der Tür und pocht auf sein Hausherrenrecht . . .

Im Urlaubsmonat August ist das Spielprogramm vorwiegend auf Unterhaltung eingestellt, darunter mehrere Kriminalfilme:

Die Werfer. Zwei tollkühne Handgranatenwerfer in einem jugoslawischen Partisanenfilm.

Über die, an die ich denke. Das Thema dieses anspruchsvollen sowjetischen Filmes ähnelt dem von „Im Morgengrauen ist es noch still". Doch die Machart ist ganz anders, sehr schlicht, geradezu alltäglich, doch in der Wirkung erschütternd. Ein sehr guter Film.

V-17 auf dunkler Spur. Ein Kundschafterfilm aus Bulgarien.

Das Geheimnis des goldenen Buddha. Ein historischer Kriminalfilm aus der ČSSR.

Mordversuch. Ein psychologischer Kriminalfilm nach einer Erzählung von Capek (ČSSR).

Unschuldige Mörder. Ein Krimi aus dem Filmmilieu (Ungarische VR).

Die Verschwörung. Über die ersten schweren Jahre nach der Befreiung (SR Rumänien).

Disko ohne Mädchen?

Im Heft 7/74 stellten wir die Frage, ob man eine Diskothek auch ohne Mädchen veranstalten könne. Liebe Leserinnen, die Ihr das nicht verfolgt haben solltet, geratet bitte nicht in Harnisch. AR hat nichts gegen Euch. Das dürfte die Redaktion in jahrelanger Arbeit unter Beweis gestellt haben. Wir wollten uns nur jener Genossen ein wenig annehmen, die in einsamen Gegenden ihren Wehrdienst ableisten und dadurch geringere Möglichkeiten haben, ihren kulturellen Bedürfnissen nachzugehen. Und in diesem Zusammenhang befragten wir einige Leser. Briefe und Postkarten flatterten auf unsere Schreibtische, die wir hier auszugsweise zum besten geben möchten. Das zur Vorrede oder -schreibe.



Fähnrich Wolfgang Leidel griff munter in die Schreibmaschinentasten und übermittelte, daß die meisten Genossen seiner Einheit eine Disko ohne Mädchen wie eine Suppe ohne Salz genießen würden. Ein anderer Teil dagegen rackere sich ab, um diese Genossen vom Gegenteil zu überzeugen. Die Ohne-Mädchen-Disko-Aktiven bauen zur Zeit im Klub der Einheit eine Stereoverstärkeranlage. Sogar eine Lichtmühle (Lichteffekte mit der Musik gekoppelt) ist geplant. Vieles hänge vom Diskjockey ab, schrieb Genosse Leidel. Von ihm erwarte man kein unverbindliches Geplauder, sondern ein großes Allgemeinwissen und viel Humor. Ein gelungenes Diskoprogramm könne alle Bereiche des Lebens umfassen, die sich in geeigneten Formen wie Berichte, Zitate, Gedichte, Interviews, Gesellschaftsspiele usw. darbieten lassen. „Und all das kann man bei Musik (natürlich auch Beat) und ohne Mädchen wie eine gut gesalzene Suppe genießen."

Margit Hauser aus Dresden schrieb ganz lakonisch: „Ihr werdet doch wohl die achtzehn Monate auch ohne uns Mäd-

chen überstehen. Außerdem gibt es ja auch noch Urlaub und Ausgang für Armeeangehörige."

„Eine Diskothek ohne Mädchen ist möglich und meistens unter Armeebedingungen gar nicht anders zu machen. Unsere gelungenste Disko sah so aus: Wir hatten uns gute Bänder und Platten besorgt. Damit war die Musik gesichert, und sie wurde auch nicht zu laut ‚serviert'. Riesigen Spaß machte ein Sängerwettstreit, wo sich jeder einmal als Solist vorstellen konnte. Ein kurzer Film vermittelte Diskussionsstoff, und unsere Kulturgruppe ‚Der Zeigefinger' gab aus ihrem neuen Programm einiges zum besten. Einige Genossen hatten eine Bar errichtet, wo es Cola, Kaffee, Bockwurst und belegte Brötchen gab. Zum Schluß wurden alle Genossen aufgefordert, Vorschläge für die nächste Disko innerhalb von zwei Tagen beim Diskjockey abzugeben." Diese Erfahrung machte Unteroffizier Bernhard Owoc aus S.

„Mensch Leute, das sind doch keine Probleme, die ihr da zur Diskussion stellt", ereiferte sich Gefreiter d. R. Lutz Körner auf einer Postkarte. „Ich war in einer Fla-Raketeneinheit während meines aktiven Wehrdienstes und muß sagen, daß wir gut ohne Mädchen ausgekommen sind. Wenn man natürlich auf der faulen Kulturhaut liegt, kann nichts herauskommen. Unsere Diskotheken waren immer ein Knüller und guter Ausgleich zum oft schweren Dienst." In etwa die gleiche Kerbe haut Peter Grönert aus Angermünde: „Ihr seid selbst schuld, wenn ihr bei einer Disko unbedingt auf Mädchen und Tanz angewiesen seid. Das zeugt doch von großer Einfallslosigkeit."

„Ich finde, eine Soldatendiskothek ohne Mädchen muß traurig sein. Musik und Tanz in Gesellschaft mit dem anderen Geschlecht ist doch eine uralte Form der Unterhaltung und die sollte man den Soldaten nach Möglichkeit nicht vorenthalten", schrieb soldatenmitfühlend Sigrid Kilian aus Berlin. „Na ja, aber woher nehmen, wenn nicht stehlen?" fragte Leutnant Werner Kogler aus einem kleinen Ort im Thüringschen an.

Offiziersschüler Gerold Lehmke aus P. befragte 50 Genossen, ob eine Disko ohne Mädchen auch reizvoll sein könne. 30 Genossen sagten nein, 15 bejahten die Frage und 5 begnügten sich mit teils – teils. Zu der Frage: Ist nur Beat diskowürdig? sagten 46 Genossen nein und 4 ja. Sollte man in einer Disko auch das Denkvermögen strapazieren? 35 Offiziersschüler waren unbedingt dafür und 15 Genossen meinten, man müsse auch mal Gelegenheit haben, sich vom vielen Denken auszuruhen. Unteroffizier R. Ehrenleit meldete sich aus dem kleinen Ort M. Er berichtete, daß Disko eine beliebte Veranstaltung in seinem Kompanieklub sei, die leider nicht genügend von den Vorgesetzten unterstützt würde. Genossa Ehrenleit schrieb, daß die Genossen seiner Kompanie ein gutes Verhältnis zur Dorfjugend hätten. Letztere schenkte den Soldaten eine Anlage für künftige Diskotheken und Klubveranstaltungen anderer Art. „Die guten Beziehungen äußern sich auch so, daß Diskotheken mit Mädchen veranstaltet werden können, denn meine Meinung ist: Mädchen müssen sein, sonst ist die Sache ziemlich trocken. Zum Inhalt einer Disko möchte ich noch sagen, daß man sich an einem Abend nicht zu viele Themen vornimmt. Allerdings darf das Programm auch nicht einseitig werden. Mit einer Diskothek kann man viel erreichen – einerseits Entspannung – andererseits wird Bildung vermittelt." Unteroffizier Gothe aus B. empfiehlt: „Ein Diskoprogramm sollte sich wie folgt aufbauen: Die erste Hälfte Diskussion über interessante Probleme, die vom Diskjockey geschickt unter die Menge gestreut werden, und die zweite Hälfte sollte mehr aus musikalischer Unterhaltung bestehen. Dazu braucht man nicht unbedingt Mädchen."

Zum Schluß noch ein paar Meinungen auf die kürzeste Form gebracht. Gabi Möller: „Disko ohne uns kann es doch nicht geben!" Gefreiter Dieter Mehlhorn: „Ich finde Disko überhaupt Quatsch!" Hauptmann d. R. Neugebauer: „Worum sich die AR nicht alles kümmert. . . ?!" Susanne Palisch: „Mir ist es bei der Disko zu laut." Soldat Peter Gerold: „Disko ist eine moderne Form der Unterhaltung im kleineren Kreis. . ." Günter Voß: „Eine Disko läßt sich ohne großen finanziellen Aufwand organisieren. Da zeigt sich von den Ideen her, was der Klubrat auf dem Kasten hat."

Das soll's für diesmal gewesen sein. Im Heft 9/74 bringen wir den „Abgesang" zu dieser Diskussion.

Hauptmann Wolfgang Matthèes



Meine Grenzerfahrungen

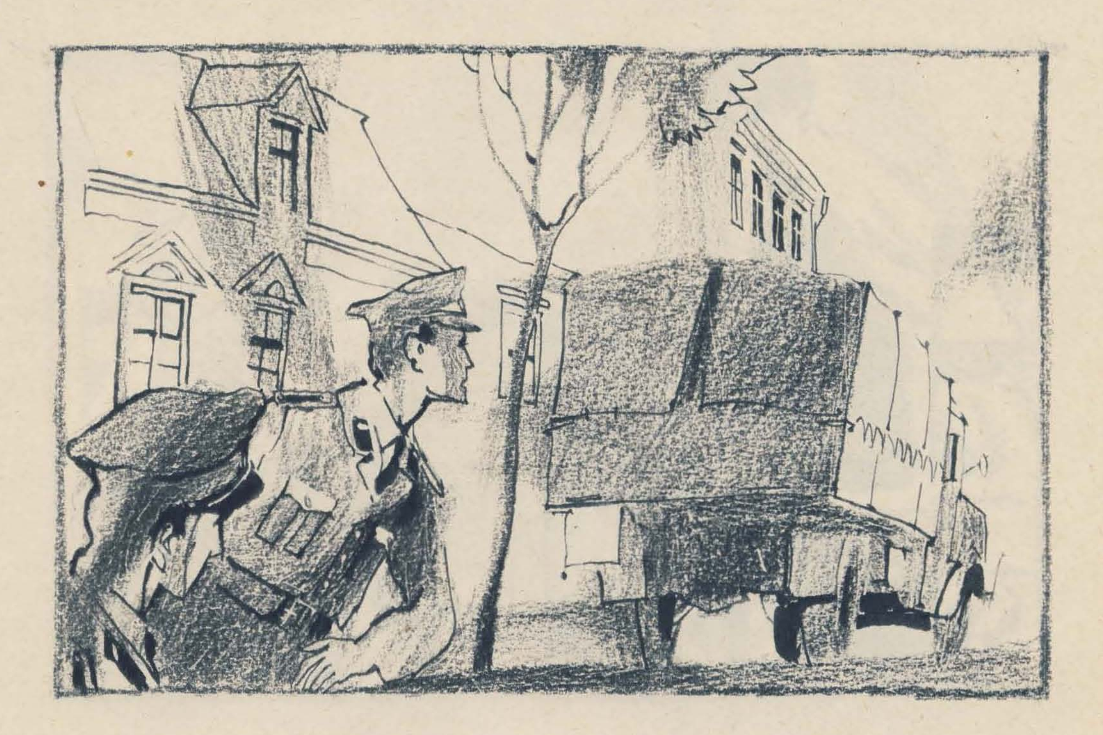
GÜNTER GÖRLICH



Eine Gruppe fortschrittlicher junger Leute hatte mich zu einem Forum nach Westberlin eingeladen. Es war November und das Wetter trüb und unfreundlich.
Auf dem Weg zur Veranstaltung fuhr mich ein junger Mann, uns durchaus nicht feindlich gesinnt, an der Grenze entlang.
Und er sah mich an und sagte: „Das hier hat es in Deutschland noch nie gegeben.“
Er sah dann auf die Grenzbefestigungen, auf die Mauer, wie sie drüben sagen.
Ich konnte mir vorstellen, was er dachte, obwohl er uns nicht feindlich gesinnt war.
Die Existenz der Grenze störte ihn. Ich sagte: „Das stimmt. Das hat es in Deutschland noch nie gegeben.“ Und ich sah ihn an und merkte die Verwunderung in seinem Gesicht. Ich fügte hinzu: „So sichtbar, eindeutig war die Grenze in den Klassenauseinandersetzungen noch nie gewesen. Das ist ein großes Plus.“
Wir fuhren schweigend weiter. Im Laufe des Abends kamen wir in der verschiedensten Form auf dieses kurze Gespräch zurück.
Meine Behauptung war stichhaltig.
Ich möchte hier nicht mit politischen Wahrheiten kommen, die vor der Zeit meines bewußten Lebens liegen, sagen wir einmal die Lehren der Novemberrevolution oder die geschichtlichen Tatsachen um das Jahr 1933, ich möchte über einige meiner „Grenzerfahrungen“ in der Klassenauseinandersetzung berichten. Und die reichen auch schon zwei Jahrzehnte zurück.
Am 2. Oktober 1949 wurde ich aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Ich war einundzwanzig Jahre alt, hinter mir lagen Erfahrungen des verlorenen Krieges, bittere, schreckliche Erfahrungen, sich als junger Mensch eingesetzt zu haben für eine verbrecherische Sache; hinter mir lagen viereinhalb Jahre Gefangenschaft im ersten sozialistischen Land der Erde, Arbeit im Ural in einem Steinkohlenbergwerk, und das erste Wissen über den Sozialismus. Das letztere war nicht sehr tief und bedeutend, doch als Anfang schon bestehend.
Nun wollte ich in Deutschland mit einem neuen Leben beginnen. Arbeiten wollte ich, das Leben nachholen, in Frieden leben. Ich wurde nach Ludwigsfelde entlassen, das liegt im Süden Berlins. Ich fuhr mit der S-Bahn durch die Westsektoren, in der Tasche hatte ich fünfzig Mark, in der Hand einen Holzkoffer, über die Schultern gehängt eine nagelneue blaue Wattejacke. Man sah also sofort, wo ich herkam.
Auf dem Bahnhof Lichterfelde-Ost mußte ich umsteigen. Zwei Frauen kamen auf mich zu und drückten mir ein paar hartgekochte Eier

in die Hand. „Nimm, Junge. Du kommst doch aus Rußland.“
Ich stand da und begriff nicht gleich. Ich hatte eine nagelneue Wattejacke an, war kräftig; und nun die Almosen, weil ich aus Rußland kam. Die Frauen aus Lichterfelde hatten es gut mit mir gemeint, aber Rußland war für sie immer noch ein schreckliches Land, wahrscheinlich. Sie hatten viel Bitteres durchgemacht, die Frauen, und doch nichts gelernt.
Ich spürte zum ersten Mal, und das wenige Stunden nach meiner Entlassung, daß es mit allgemeiner Freundlichkeit wohl nicht gehen würde. Ich war schon mitten drin in der Zeit-

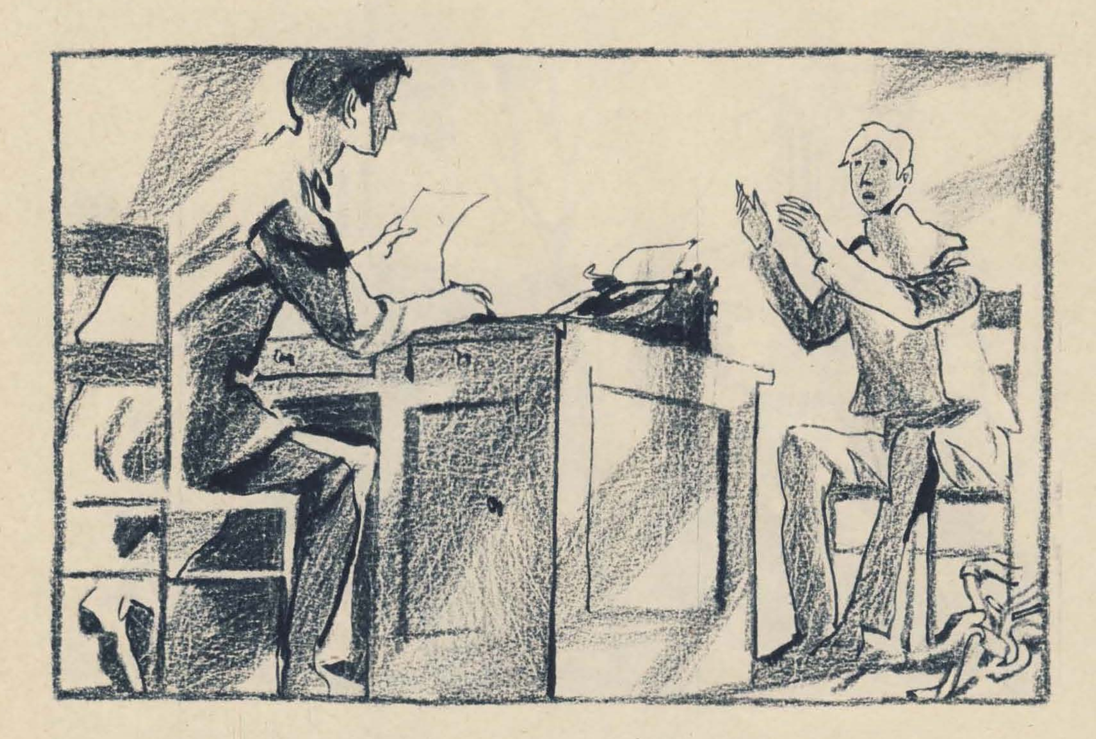
Ich kaufte keinen „Telegraf“, das Geld war mir zu schade, und die aufgeblasene Art des Mannes gefiel mir nicht.
Ich durchschaute an diesem ersten Tage meines Lebens im Deutschland des Jahres 1949 natürlich nicht die Zusammenhänge. Aber ich hatte Bekanntschaft gemacht mit dem Klassenkampf, mit der erbarmungslosen Art des Gegners, der uns niederzwingen und mit seiner Wirtschaftspolitik kaputtmachen wollte.
Wenn ich auch noch nichts durchschaute, so ahnte ich an jenem schönen Oktobertag doch, daß ich in keine ruhigen Zeiten hineingekommen war. Ich würde Stellung



auseinandersetzung. Ich habe dann die hartgekochten Eier gegessen. Die Frauen waren schon verschwunden.
Ich wollte mir auf dem Bahnhof Lichterfelde eine Zeitung kaufen, mal sehen, was so auf der Welt geschah.
Ich glaube, den „Telegraf“ suchte ich mir aus und gab dem Mann im Kiosk zwanzig Pfennige, soviel kostete nämlich die Zeitung. Der Mann sagte, das reiche nicht, entweder müsse ich Westgeld geben oder 1,20; eins zu sechs stehe der Kurs.
Ich begriff nicht, und er erklärte mir ziemlich von oben herab, daß das „Ostzonengeld“ eben im Kurs eins zu sechs gehandelt werde an den Wechselstuben.

beziehen müssen, dafür oder dagegen.
Ich nahm Stellung. Im Jahre 1950 wurde ich Volkspolizist. Unser Revier in Teltow lag an der Grenze zu Westberlin. Aber diese Grenze war offen. Wir hatten es schwer.
Unsere Ausbildung betrieben wir, ohne den Dienst zu unterbrechen. Ich will hier nicht über die mühselige Alltagsarbeit berichten, über den zähen, stummen Kampf gegen Buntmetallschieber, Grenzgänger, Kriminelle, die aus der gegebenen Situation Kapital schlugen.
Ich will von zwei Begebenheiten erzählen, die mir grell und deutlich in der Erinnerung geblieben sind.
Mit einem Genossen lief ich Streife. Grenzgebiet zu Lichterfelde-Süd. Straßen, die nach

Westberlin hineinführten, waren zwar unterbrochen, doch nur mit einem Schlagbaum. Auf einer ziemlich verlassenen Straße sahen wir in ungefähr fünfhundert Meter Entfernung einen schweren Lastzug vorsichtig auf die Grenze zufahren. Wir liefen zur Straße, weil wir ahnten, daß der Lastwagen sich nicht verfahren hatte, sondern mit ganz bestimmter Absicht auf dieser schmalen Straße der Grenze näherte.
Wir waren vielleicht noch hundert Meter von der Straße entfernt, als wir auf der Seitenwand des Lastwagens „Meerane" lasen. Uns gingen die Meldungen der letzten Wochen



durch den Kopf, die von großangelegten Textil- und Maschinenschiebungen berichteten. Da gab der Fahrer Gas, ein etwas gewagtes Unternehmen mit dem schweren Lastwagen auf der holprigen Straße. Wir schafften es nicht mehr. Die Männer öffneten den Schlagbaum und fuhren dann in den Westsektor 'rüber. Mit unseren Pistolen hätten wir sie nicht mehr erreicht. Wir standen am Schlagbaum und zogen ihn wieder nach unten. Der Lastzug verschwand in der Ferne. Wieder hatte man uns bestohlen, wieder unsere Wirtschaft geschädigt.
Wir standen da, ausgepumpt, niedergeschlagen, voll Haß. Wir hatten ja den Überblick, wir wußten, das war nicht die einzige Aktion, die wir erlebt hatten.
Der Tag war für mich eine Lektion im konkreten Klassenkampf.
Wir hatten einen Buntmetalldieb verhaftet. In seinem Rucksack Bleikabel, Starkstromkabel. Er gab an, er hätte sie auf einem verlassenen Betriebsgelände gefunden. Er brauchte Geld, Vater im Krieg geblieben, Mutter und noch ein paar Kinder müßten ernährt werden. Ein junger Kerl, offenes Gesicht, blaue, unschuldige Augen. Er saß in der Zelle, während die Nachforschungen liefen. Bleikabel. Überall wurden sie abmontiert. Die Westberliner Schrotthändler zahlten Überpreise für Buntmetall. Sie wußten warum.
Ich saß in der Revierstube. Da hörten wir draußen ein Geschrei. Es war einer geflüchtet. Unser Revier lag nicht weit vom Teltow-Kanal entfernt.
Der Kerl war entkommen, war durch den Kanal geschwommen, war drüben. Bald stellte es sich heraus, daß er die Kabel nicht gefunden, sondern gestohlen hatte. In einem Betrieb in dem er arbeitete, war durch ihn eine wichtige Abteilung stillgelegt worden. Und er hatte weder eine arme Mutter noch hungrige Geschwister.
Aber unschuldige, blaue Augen hatte er.
Wir sprachen oft über diesen Fall.
Es ist nicht leicht, auf einen Menschen zu

schießen. Doch der mit den blauen Augen war ein Feind. Jedes Zögern kostete unsere Substanz, zehrte an unseren Kräften, ermunterte andere Feinde. Das waren konkrete Lehren im konkreten Klassenkampf, am Beginn der fünfziger Jahre.
Damals kannte ich das Lied von Brecht noch nicht, das Lied vom Klassenfeind, dessen Schlußstrophe lautet:
Da mag dein Anstreicher streichen
Den Riß streicht er uns nicht zu!
Einer bleibt und einer muß weichen
Entweder ich oder du.
Und was immer ich auch noch lerne



Illustrationen: Karl Fischer

Das bleibt das Einmaleins:
Nichts habe ich jemals gemeinsam
mit der Sache des Klassenfeinds.
Das Wort wird nicht gefunden
Das uns beide jemals vereint:
Der Regen fließt von oben nach unten.
Und du bist mein Klassenfeind.
Aber da steht ein junger Grenzsoldat heute. Und von seinem Postenturm schaut er auf das so friedlich scheinende Leben jenseits der Grenze. Dort fahren Autos, Mädchen spazieren, Kinder spielen. Wo ist der Klassenfeind? Ich habe einen guten Film gesehen über die Widerstandsgruppe „Rote Kapelle".
Besonders eine Seite berührte mich stark. Das Leben in der furchtbaren Zeit des Faschismus in Deutschland wurde gezeigt, wie es war. Da wurde getanzt, geliebt, gehofft, gearbeitet. Es war ein buntes, äußerlich nicht gerade unangenehmes Leben. Und dann zogen die harmlosen Leute, die friedlichen Deutschen nach dem Osten. Und sie drangen vor bis an die Wolga.
Und ein Grund, daß sie so weit vordringen konnten, war, daß die Arbeiter und Bauern der Roten Armee nicht glauben wollten, daß deutsche Arbeiter und Bauern sich so mißbrauchen lassen konnten und gegen das Land des Sozialismus antreten würden.
Aber sie waren angetreten, sie griffen an. Sie waren getäuscht, geblendet, gezwungen. Aber sie traten an.
Nun steht der Posten auf seinem Turm und kann nicht dauernd daran denken. Aber vergessen darf er es auch nicht.
Der Posten auf dem Turm hat eine schwere, weltpolitische Aufgabe zu erfüllen.
Er ist das lebende Symbol, daß der Imperialismus vor ihm seine Grenze erkennt.
Und so stimmte es schon, als ich an jenem Novembertag meinem Begleiter aus Westberlin, der uns nicht einmal feindlich gesonnen war, sagen konnte: So eine deutliche, unüberwindbare Klassengrenze hat es in Deutschland noch nie gegeben. Vorhanden war sie schon immer, doch sie war kein Machtfaktor.



„Seine letzte Wehrübung in der Bundeswehr leistete Hauptmann der Reserve Fritz Liebsch im Fernmeldebataillon 12 in Veitshöchheim ab. Der ehemalige Wehrmacht-Leutnant und Führer eines Nachrichten-Aufklärungszuges der Nachrichten-Abteilung 17 im letzten Weltkrieg brachte seinen eigenen ‚VW-Kübelwagen' mit. Das ehemalige Heeres-Fahrzeug war noch stilecht ausgerüstet. Nicht einmal das taktische Abzeichen der Nachrichten-Abteilung fehlte."

Na, und das fetzte doch ein! Bei den jungen wie bei den alten Kameraden. Darum ließen sie die Geschichte auch gleich in den „Soldatenkurier" setzen. Sollten die anderen von der 12. Panzerdivision ruhig ein bißchen neidisch sein. Natürlich nicht auf den ehemaligen Wehrmacht-Leutnant. Denn davon gibt's in der Bundeswehr auch heute immer noch genug. Allein jeder dritte ihrer aktiven Offiziere hat dem deutschen Imperialismus bereits in der faschistischen Wehrmacht gedient. Aber, wenn einer sogar sein Heeres-Fahrzeug aus der Nazi-Zeit so behütet, daß er noch im Jahre 1973 damit zur „Wehrübung" bei der Bundeswehr antreten kann – das war den Herren Offizieren schon eine Notiz im „Soku" wert. So ein stilecht ausgerüsteter VW-Kübelwagen – da schlägt einem doch gleich das Herz höher, wenn man Bundeswehr-Offizier ist.

„Hauptmann Liebsch bewies bei seiner Wehrübung, daß er auch als Offizier in einer modernen Fernmeldetruppe seinen Mann steht", betonte dann der „Soldatenkurier" noch. Aber warum sollte der ehemalige Wehrmacht-Leutnant das auch nicht bewiesen haben? War er doch schon mit seiner Kübelidee – wie es auf Bundesdeutsch so heißt – „völlig in". „Die Kasernen sind kein Asyl vermeintlicher unpolitischer Waffenspezialisten mehr und dürfen es auch nicht werden." Gewiß

eisterniges

hatte Liebsch diesen Satz ein paar Monate vor seiner Einberufung in der „Wehrkunde" gelesen. Sicher war ihm auch die Vorschrift über die „Politische Bildung in der Bundeswehr" bekannt. In ihr steht: „Je mehr die Vorgesetzten in der Bundeswehr politisch gebildet sind, desto besser werden sie ihrer Verantwortung als militärische Führer gerecht. Dazu gehört, daß sie in Haltung und Pflichterfüllung ein Beispiel geben."
Das hat der Herr Liebsch ja auch getan. Als ehemaliger Wehrmacht-Leutnant und als Bundeswehr-Reservist.



Und seine aktiven Kameraden? Die Ein- bis Dreisternigen ohne (Leutnant bis Hauptmann) und mit Eichenlaub (Major bis Oberst) sind nicht viel besser als Liebsch. Zwar gab es bereits in den ersten Jahren der SPD/FDP-Regierung eine ganze Reihe personeller Veränderungen in der Führungsspitze der Bundeswehr. Aber „in der herkunftsmäßigen Zusammensetzung des Offizierskorps hat sich ein grundsätzlicher Wandel gegenüber der in dieser Hinsicht einschlägigen deutschen Militärtradition nicht vollzogen", konnte die Bundeswehrführung feststellen. „Wie eh und je dominieren im Offizierskorps die Söhne aus den oberen Schichten der Bevölkerung, wie einst regeneriert sich der Kern des Offizierskorps durch Selbstrekrutierung." So sind heute 40 Prozent der Offiziere Söhne von Berufssoldaten oder Staatsbeamten. 50 Prozent stammen aus Familien kapitalistischer Unternehmer, selbständiger Handwerker und leitender Angestellter. Nur 7 Prozent kommen aus privilegierten Kreisen der Arbeiter.



„Wer sich entschließt, Zeit- oder Berufssoldat zu werden", schrieb „Die Bundeswehr", „verpflichtet sich Staat und Gesellschaft in besonderer Weise."

„Den preußischen Leutnant macht uns keiner nach", hatten sich um die Jahrhundertwende die deutschen Militaristen gerühmt. Zackig und stur, stinkarrogant und erzreaktionär...



Wer aber „die freiheitlich demokratische Grundordnung" der BRD „nicht anerkennen kann, ist zum Vorgesetzten nicht geeignet". Und ungeeignet sind da eben von vornherein jene, für die das imperialistische Gesellschaftssystem weder Freiheit noch Demokratie bietet, aber dafür zunehmende Ausbeutung, steigende Preise und wachsende soziale Unsicherheit.
Wer aber diesem Staat steigende Profite und wachsenden Wohlstand verdankt, der ist am ehesten geeignet, sich ihm „in besonderer Weise" zu verpflichten. Der ist geeignet, als „militärischer Führer" eine Politik fortzusetzen, von der noch mehr Profit erhofft wird.
Verträge und Abkommen, in denen die seit fast 30 Jahren bestehenden Staatsgrenzen anerkannt werden, sind für diese Kreise daher Dinge, an die sie sich nur schwer gewöhnen. Auf Offiziersversammlungen wird, wie der Bundestagsabgeordnete und Major d. R. Erwin Horn aus eigenem Erleben berichtete, sogar die sogenannte Entspannungspolitik der BRD-Regierung widerspruchslos „als Idiotie, als Selbstbetrug, Einfältigkeit und ähnliches bezeichnet." Horn findet diese plumpe Offenheit nicht ganz zeitgemäß. Aber das liegt wohl auch daran, daß er kein „alter Soldat der Wehrmacht" ist, sondern seinen Rang nur bei verschiedenen kurzen Wehrübungen erdiente.
Bundeswehrminister Leber denkt über die Haltung seiner Offiziere offensichtlich etwas anders. Am 24. Mai 1971 hatte der damalige Adjutant des Oberbefehlshabers des NATO-Bereichs Mitte, Bundeswehr-Major Wolfram Freiherr von Strachwitz, in Springers „Welt" dem Bundeskanzler wegen der „neuen Ostpolitik" fehlende „Vaterlandsliebe für das Deutschland in den Grenzen von 1937" vorgeworfen. Daraufhin wurde Strachwitz versetzt – in das Bundeswehramt nach Bonn. Und Leber hat ihn inzwischen zum Oberstleutnant befördert.



Die Bundeswehr-Offiziere, wie z. B. der 29jährige Hauptmann Seifert als Chef der 4. Kompanie des Panzergrenadierbataillons 173 aus der Boehn-Kaserne in Hamburg-Rahlstedt, sehen in ihrem „politischen Engagement" ein wichtiges Mittel, „um die Soldaten zu gewinnen". Und mit welcher politischen Einstellung verbinden sich die militärischen Führer der Bundeswehr? Man findet im Bereich keines anderen Bonner Ministeriums z. B. so viele eingeschriebene Mitglieder der neofaschistischen NPD wie im Bereich des Leber-Ministeriums.
Da kann man sich also vorstellen, wie die in der Vorschrift „Politische Bildung" geforderte „kritische Auseinandersetzung mit anderen Gesellschaftssystemen, besonders der DDR und der Sowjetunion", aussieht. In offiziellen Publikationen, die von der Bonner Hardthöhe gesteuert sind, wird die Richtung so festgelegt: „Der Kommunismus will das, was unser Leben lebenswert macht, vernichten" und „den Menschen als Person zerstören." Klaus Hadeler aus Lüneburg bestätigte, daß sich die Leutnante auch strikt an diese Argumentation halten. Sein Zugführer, berichtete Hadeler nach seiner Bundeswehrzeit, habe die Rekruten belehrt: „Der Ostblock, die rote Truppe ist unser potentieller Gegner. Wir kämpfen um Familie, Hab und Gut, nacktes Leben."
Und weil die Bundeswehr, wie Leber jedenfalls behauptete, kein Feindbild benötige, hat er eine



Vorschrift herausgegeben, in der für solchen „staatsbürgerlichen Unterricht" eine Mindestzeit von 60 Stunden vorgesehen ist. Ergänzend dazu wird die sogenannte Truppeninformation durchgeführt. Sie findet laut Vorschrift „nicht nur in den festgelegten Unterrichtsstunden statt, sondern bei allen sich bietenden Gelegenheiten des Dienstes". Hauptmann Seifert machte das eines Tages beispielsweise so: Er zog für vier Stunden mit seinen Leuten ins Gelände. „Wir diskutierten und sangen an zwei großen Feuerplätzen." Denn, so meinte Seifert, „der Panzergrenadier ist der letzte Infanterist, einfach und mit gesundem Menschenverstand. Er weiß mit abstrakten politischen Begriffen wenig anzufangen. Überzeugen kann man ihn nicht durch Begriffsdefinitionen, sondern dadurch, daß man Erlebnisse schafft." Erlebnisse, indem am Lagerfeuer z. B. gesungen wird: „Wir seh'n uns wieder, mein Schlesierland." Das beweist nicht nur, wie die Vorgesetzten in der Bundeswehr politisch engagiert sind, sondern auch, daß sie raffinierte Manipulierungsmethoden durchaus beherrschen.



. . . dienten sie dem deutschen Imperialismus, zwei Weltkriege vorzubereiten und zu führen. Fast jeder zweite Bundeswehroffizier ist Sohn oder Enkel eines solchen preußischen Leutnants.

„Der Vorgesetzte erklärt seinen Soldaten den Sinn ihrer Tätigkeiten so, daß ihnen Handeln aus Einsicht möglich wird, damit Gehorsam auch dann geübt wird, wenn die Umstände Information und Erklärung nicht zulassen", heißt es im Leitsatz 6 der Vorschrift „Hilfen für die Innere Führung". Deshalb schreibt die ZDv 12/1 auch vor, daß die Vorgesetzten „alle Möglichkeiten nutzen, sich politisch zu bilden." Dazu geben „die politische und militärische Führung sowie die Befehlshaber und Kommandeure Weisungen". Befehlshaber und Kommandeure der Bundeswehr sind aber in der Hauptsache jene, die sich als Leutnante oder Hauptleute der Hitler-Wehrmacht im faschistischen „Rußlandfeldzug" „bewährt" hatten. Ihre Weisungen sollen den Leutnanten und Hauptleuten der Bundeswehr helfen, „die Gesprächs- und Diskussionsfähigkeit" zu verbessern.
Die Wirkung bleibt nicht aus. Die Rekruten der Bundeswehr haben eine „gute politische Einstellung". So schätzte Generalmajor Ferdinand von Senger und Etterlin die Sache ein. Und was wird einer, dessen Vater Hitlers Wehrmachtsbefehlshaber für Sizilien war, was wird er, der selbst als Inspekteur der Panzertruppen im faschistischen Oberkommando des Heeres diente – was wird so einer schon unter einer „guten politischen Einstellung" verstehen?



„Die Streitkräfte müssen ein verläßliches Instrument in der Hand der politischen Führung sein, um im Frieden, in einer Krise und im Konfliktfall den politischen Willen in die Tat umsetzen zu können." Was die Ein- bis Dreisternigen mit und ohne Eichenlaub anbetrifft, kann der Herr Admiral Zimmermann als Generalinspekteur da ganz unbesorgt sein. Sie sind bereit, den „politischen Willen" in Taten umzusetzen. Mit militärischen Mitteln eine Politik zu unterstützen, die – so Egon Bahr als SPD-Minister – langfristig das Ziel verfolgt, „die DDR zum Verschwinden zu bringen". Denn im Geiste fährt das ganze Bundeswehr-Offizierskorps im VW-Kübelwagen mit 'nem taktischen Abzeichen der alten Wehrmacht.

Oberleutnant Karl-Heinz Melzer



Ein paar Verse für Dich





Seit ich mit Dir in unserm Hafen war,
bedeutet ihr mir beide noch viel mehr.
Am Abend roch Dein aufgelöstes Haar
noch immer nach den Schiffen und dem Meer,

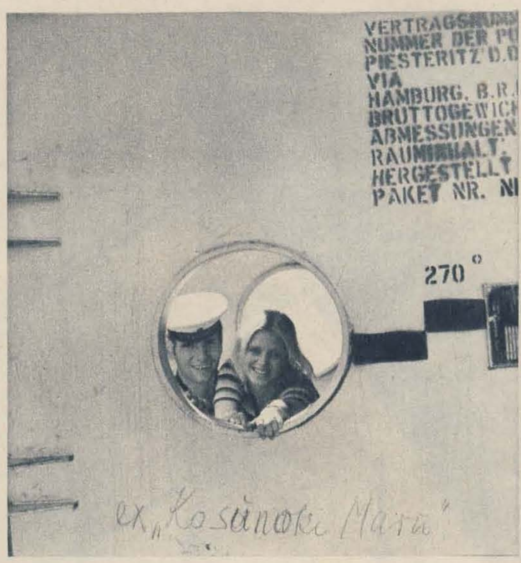
und Deine Hände waren warm und nah
in heller grenzenloser Zärtlichkeit,
ich hatte alles, was ich liebe, da
in unzertrennlicher Verbundenheit.





Noch lange hielt der Tag uns beide wach,
und immer wieder blickten wir hinaus
den großen Schiffen unsres Landes nach
und fühlten uns wie nie vorher zu Haus.

Nun bin ich selber wieder auf dem Meer,
getrennt von unserm Lande und von Dir,
dafür, daß Ausfahrt und daß Wiederkehr
der Schiffe sicher ist bis an die Pier.

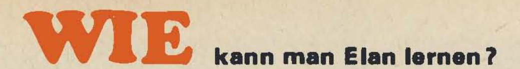






Den langen Tag mit Dir vergeß' ich nicht.
Ich denke oft an unser Wiedersehn
und an Dein schönes lachendes Gesicht;
dem möcht' ich allezeit entgegengehn.

Walter Flegel



WIE kann man Elan lernen?

Die Entwicklung des Elans, der Verantwortung und der Initiative für die eigenverantwortliche Gestaltung der Gesellschaft, von der unsere Partei immer ausgegangen ist, wenn sie von den Aufgaben der Jugend sprach, halte ich für eine wichtige Seite. Man kann aber nur bewußt gestalten, wenn man an sich selbst facharbeitet. Die Betonung der Erziehung und Selbsterziehung und der Aneignung des Wissens ist ein entscheidendes Moment und bedeutet eine neue Qualität unserer Jugendpolitik nach dem VIII. Parteitag.

Prof. Dr. Werner Kalweit

WAS heißt es heute, revolutionär zu sein?

Die Tage des Kampfes nicht zu verschlafen, im Ringen um ein neues Leben seinen Mann zu stehen – das ist revolutionär.

Prof. Dr. Herbert Steiniger

WIEVIEL Nutzen bringt Qualitätsarbeit?

Gelänge es, in der gesamten Industrie die Kosten für Ausschuß, Nacharbeit und Garantieleistung nur um ein Prozent zu senken, so käme dies – neben der dadurch vermiedenen Verärgerung der Käufer – einer Mehrproduktion im Werte von etwa 15 Millionen Mark gleich; das entspräche der Jahresproduktion von 200 Beschäftigten.

Prof. Dr. Rita Heuer

WER ist ein Internationalist?

Jeder kann Internationalist der Tat sein. Da hörst du irgend jemand irgendwo mit wegwerfender Gebärde sagen: Naja, die Polen! die Russen! die Franzosen! . . . Das ist schon Nationalismus. Tritt ihnen entgegen, die so sprechen! Das ist Internationalismus. Das kann jeder!

Prof. Dr. Wilhelm Girnus

WARUM nicht gleich vollständige Abrüstung?

Die allgemeine und vollständige Abrüstung läßt sich nur über bestimmte Teilschritte und regionale Vereinbarungen über Rüstungsbeschränkung und Abrüstung verwirklichen. Sicherlich, umfassende radikale Lösungsschritte für das Abrüstungsproblem wären zu wünschen. Detaillierte Vorschläge für solche radikalen Lösungen wurden von sozialistischer Seite auch bereits mehrfach unterbreitet. Erinnert sei hier nur an den sowjetischen Konventionsentwurf vom 15. Februar 1928 über unverzügliche vollständige und allgemeine Abrüstung und an die Deklaration der Sowjetregierung vom 18. September 1959 über allgemeine und vollständige Abrüstung, die der XIV. Tagung der UN-Vollversammlung vorgelegt wurde. Bekanntlich sind diese Vorschläge am Widerstand der USA und anderer Staaten der NATO gescheitert.

Prof. Dr. Stefan Doernberg

WEN nimmt man sich zum Ideal?

Das Persönlichkeitsideal der Arbeiterklasse, das durch den Marxismus-Leninismus geprägt wird, unterscheidet sich, abgesehen von den inhaltlichen Bestimmungen, von allen bürgerlichen idealistisch-abstrakten Konstruktionen über *den* Menschen prinzipiell dadurch, daß es kein Ideal im herkömmlichen Sinne, kein von irgendwem gesetztes Wunschbild und auch



kein wohlmeinender „Tugendkatalog" ist... Die mehr als halbhundertjährige Praxis des Sozialismus bestätigt, daß ein *inhaltsreiches, konkretes Ideal der allseitigen Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten* nur aus der Wirklichkeit der sozialistischen Gesellschaft heraus entwickelt und bestimmt werden kann. Vor allem in den fortgeschrittensten Angehörigen der Arbeiterklasse, in ihrem tagtäglichen Leben und Wirken für den Sozialismus nehmen jene Persönlichkeitszüge Gestalt an, die zunehmend für das Denken, Fühlen und Verhalten aller Mitglieder der sozialistischen Gesellschaft charakteristisch werden.

Prof. Dr. Gerhart Neuner

WAS **ist heute anders als früher?**

Früher war es üblich, daß die Arbeiter und Bauern die Räder der Pflüge, Wagen und Maschinen in Bewegung hielten, während die reichen Nichtstuer das Rad der Geschichte in ihren Händen hielten. Das ändert sich in unserem Jahrhundert fundamental. Die Arbeiter und Bauern halten in den sozialistischen Staaten das Rad der Geschichte in ihren, den Händen der Revolutionäre. Die Arbeiter und Bauern sind Staatsmänner geworden und sind mit Herz und Hirn Arbeiter und Bauern geblieben.

Prof. Albert Norden



DAMPF in den Muskeln

Ein heißer Tag hatte sich angekündigt. Dreißig Grad zeigte das Thermometer bereits in den Vormittagsstunden, und hier auf dem Übungsgelände, wo kein Baum, kein Strauch Schatten spendete, kletterte die Quecksilbersäule noch höher. Eine dunkle Staub- und Sandwolke schob sich auf uns zu, verursacht von zwei Minenlegern, die sich durch den sandigen Boden wühlten. Pioniere des Truppenteils Meyer bei der Ausbildung: Minen legen – Minen räumen nach Normzeit...

Unteroffizier Horst Kobitz, Gruppenführer auf einem Minenlegefahrzeug, dirigierte Soldat Günter Budich, den Mann am Steuer: „Schneller, schneller, etwas langsamer..."

Gefreiter Siegfried Krause wuchtete derweil die Minen aus den Fächern, übergab sie dem Gefreiten Erhard Schäfer, der die „Gewichte" aufs Legegerät packte. Fünfzigmal 10,8 Kilo gin-


2

gen in wenigen Minuten durch ihre Hände. Plötzlich eine kleine Havarie. Hatte sich eine Mine verklemmt? Der Gruppenführer mußte in Sekundenschnelle entscheiden: „Gefreiter Schäfer, absitzen!" Der schwang sich über die Wagenwand. Zu Fuß folgte er dem von Günter Budich in gleichmäßigem Tempo gesteuerten Minenleger. Minenlegen per Hand! Aufnehmen, ablegen – Während ich in die verschwitzten, staubverschmierten Gesichter blickte, konstatierte ich in Gedanken: „Eine dufte Truppe, ganze Kerle, mit Kondition, mit Dampf in den Muskeln!" Mein Kompliment wehrte Gefreiter Schäfer ab: „Das ist doch alles nur eine Art Vorspiel. Richtig mulmig wird's erst, wenn wir die Minen ohne Fahrzeug verlegen. Dann heißt es für jeden Gesicht. Allgemeine Aufklärung: „Stabsfeldwebel Voigt ist gewissermaßen unser Spiritus rector in Sachen Freizeitsport. Ein Sportverrückter durch und durch, aber im positiven Sinne." „Über seine Sportrezepturen fluchen wir zwar manchmal, aber profitiert hinsichtlich Kraft und Kondition haben wir alle davon." „Im Freizeitsport ist bei uns schon was los, und der Haupt-



aufnehmen, ablegen. Ein eingespieltes Kollektiv. Die kurze Unterbrechung fiel kaum ins Gewicht. Die letzte Mine war verlegt. Der Wagen umkurvte das Gelände in weitem Bogen zurück zur Ausgangsstellung. Unteroffizier Kobitz: „Minen aufnehmen!" Gefreiter Schäfer war bereits wieder in die Staubwolke getaucht und reichte Mine um Mine auf den Wagen. Wieder fünfzigmal 10,8 Kilo. Und über dem Gelände eine Dunstglocke, die bereits in Ruheposition den Schweiß aus den Poren treiben konnte.

Endlich geschafft! Sogar in der vorgegebenen Normzeit. Zwei neue Besatzungen machten sich für den Gang auf dem „Saunafeld" fertig. Kurze Pause für Kobitz und Genossen. Rauchpause, Griff zur Feldflasche.

von uns, von der Ausgangsstellung bis zum vermessenen Minenfeld mit jeweils vier solchen ‚Geräten' in den Händen marsch, marsch! Mit dem Spaten Löcher graben, die Minen hinein, zuschütten. Und dann vielleicht noch bei Gasalarm, also unter der Schutzmaske. Da weiß man, was man gemacht hat."

Ich kann mir denken, daß man da schon einiges an Kraft und Kondition mitbringen muß. Erhard Schäfer bestätigte das: „Besonders in den ersten Monaten haben einige ganz schöne Schwierigkeiten. Aber wir haben da unsere spezielle ‚Medizin' – den Freizeitsport. Der steht bei uns hoch im Kurs. Und Rezepte dafür stellt der Hauptfeldwebel aus . . ."

„Rezepte vom Hauptfeldwebel?" Heiterkeit über mein verdutztes feld hängt fast überall mit drin."

Auf dem Flur des Kompaniegebäudes. Vor mir ein hochgewachsener Genosse, Mitte der Dreißig, schätzte ich. An den Schulterstücken erriet ich mein Gegenüber. „Stabsfeldwebel Voigt." Erster Eindruck: Sympathisch, braungebrannt, breite Schultern, athletischer Typ. Da steckt „Bums" dahinter. Einladende Geste in sein Dienstzimmer. Mein Blick blieb zuerst an Turnsachen und Sportgeräten hängen. Der Sportraum der Kompanie? Werner Voigt erklärte mir schmunzelnd: „Das sind meine Utensilien für den Leichtathletik-Fernwettkampf. Ich vertrat unsere Kompanie bei den Meisterschaften des Verbandes und habe in der Altersklasse II gewonnen. Nun geht's zu den Meisterschaften des Militärbezirks."



Die Genossen hatten von ihrem Hauptfeld nicht zuviel versprochen. Werner Voigt ist nicht nur Organisator des Freizeitsports, sondern auch selbst sportliches Vorbild. Seine Visitenkarte: Oftmaliger Meister des Truppenteils und des Verbandes im leichtathletischen Fernwettkampf und im Kraft-Fernwettkampf. Mit seinen 34 Jahren springt er immer noch weit über die 5-m-Marke, die 100 Meter läuft er noch um 12 Sekunden herum.
„Warum ich das mache? Sport gehört bei mir schon seit Kindesbeinen zum täglichen Leben. Na, und als Soldat braucht man den Sport erst recht. Das versuche ich ständig meinen Soldaten klarzumachen und auch vorzumachen. Gerade wenn wir Pioniere unsere Technik auch unter komplizierten Bedingungen und extremen Schwierigkeiten meistern wollen, brauchen wir ein hohes Maß an Kraft und Kondition. Deshalb ist auch bei uns fast jeden Abend sportlich was los – Fußball, Handball oder Volleyball. In diesen Sportarten haben wir in der Kompanie schon seit Jahren Traditionen. Sie machen am meisten Spaß und entsprechen den gegebenen





Möglichkeiten. Wir organisieren Wettkämpfe mit anderen Kompanien, und besonderen Reiz haben die Meisterschaften des Truppenteils." „Und da holt Ihr euch die Kraft? Reicht denn das?"

Werner Voigt erhob sich, öffnete die Tür und wies in die Fensterecke des Flurs, auf Hanteln und diverse andere Sportgeräte.

„Das ist unsere Kraftsportecke. Die Soldaten nennen sie ‚Teufelsecke'. Aber die meisten haben inzwischen gemerkt, daß der Teufel dort Dampf in die Muskeln bläst. Vier Wochen intensives Training hier, und die Kraft-Norm ist für die wenigsten noch ein Problem."

Die Norm, das sind 11 Klimmzüge, zehnmal hintereinander die 50-Kilo-Hantel hochwuchten, 20 Kniebeugen mit dem 50-Kilo-Gewicht auf dem Rükken. Allerhand. Alle Achtung!

Später Nachmittag. Die Sonne stand inzwischen tiefer, die Schatten waren länger geworden, aber weiterhin Treibhausluft. Was indessen die Genossen der Pionierkompanie nicht abhielt, wie gewohnt sich ihrem sportlichen „Tagesausklang" zu widmen. Der 1. Zug spielte Fußball – ein „Halbes", von einer Seitenlinie zur anderen, mit improvisierten Toren. Immer wieder am Ball: Unterfeldwebel Hans-Jürgen Herbrich. Der verlängerte sportliche Arm des Hauptfeldwebels, Sportgruppenleiter in der Kompanie. Ein Calauer, der sieben Jahre Handball in seiner Heimatstadt spielte, heute noch mit der BSG Turbine Verbindung hält und im übrigen im Sport keine „Calauer" mag. „Solche Typen", versicherte er mir, „gibt es bei uns auch gar nicht. Hier zieht jeder mit, auch wenn's mal schwer fällt, die Gewichte zu stemmen, und auch wenn Fußball bei dieser Hitze nicht jedermanns Geschmack ist."

Aber aktives Mitmachen des einzelnen verlangt natürlich von der Leitung durchdachte Planung. Unterfeldwebel Herbrich: „Der Monatsplan für den Freizeitsport wird von der Sportgruppenleitung aufgestellt, mit den dienstlichen Aufgaben abgestimmt und schließlich mit allen Genossen der Kompanie durchgesprochen. So weiß jeder bereits am Monatsanfang, was im Sport anliegt und kann sich darauf einrichten." Alles schön und gut. Trotzdem ist's in der Praxis oft nicht leicht, für jeden etwas dabei zu haben. Alle Interessen sind nun mal nicht unter einen Hut zu bringen. Da kam einer als aktiver Boxer in die Kompanie (Gefreiter Erhard Schäfer), ein anderer mit dem Ruhm eines Radsportbezirksmeisters in der B-Jugend (Soldat Günter Budich). Beide waren etwas „sauer", als sie bei der Truppe nicht die rechten Partner für ihren Sport fanden. Aber, liebe ASG-Leitung, hätten sich nicht mit Hilfe des Genossen Schäfer einige Soldaten für das Boxen begeistern lassen? Auch andere hatten so ihre Probleme. Der Gefreite Michael Leopold fühlte sich im Freizeitsport oft etwas gegängelt: „Ich finde, unser Hauptfeld übertreibt manchmal ein bißchen. Fußball, Fußball, immer wieder nur Fußball. Das ist seine Spezialstrecke. (Gegenargument von Werner Voigt: „Beim Fußball entwickelt sich die Kondition am besten. . .") Ich möchte aber lieber etwas öfter Volleyball spielen. So ein richtiges ‚Scharfes' fördert doch auch Kraft und Kondition."

Na, keine Frage. Aber das sollte doch wirklich kein Problem sein. Man kann doch sicher das eine tun, ohne das andere zu lassen. Michael Leopold hatte noch etwas auf dem Herzen: „Es wäre bestimmt nicht schlecht, wenn sich die Offiziere, die Vorgesetzten öfter mal auf dem Sportplatz sehen lassen und ein Spielchen mitmachen würden."

Der verhinderte Boxer, Gefreiter Schäfer, stimmte da gleich zu. „Und mit dem KK-Schießen haut's auch nicht so recht hin. Immer wieder werden wir vertröstet, weil ein Offizier als Leiter fehlt. So werden sportliche Aktivitäten natürlich nicht gerade gefördert. . ." Soldat Peter Quarter wiederum wollte sich ab und zu gern einmal auf der Langstrecke testen." Aber der Sportplatz liegt außerhalb des Objekts. Und auf den gepflasterten Straßen in der Kaserne zu laufen – das ist nicht gerade das angenehmste. Aber eine Sportkarte fürs Training draußen bekommt man nicht oft." Alte Weisheit: Wo Licht ist, gibt es auch Schatten. Doch die lichten Seiten überwiegen auf jeden Fall in Sachen Freizeitsport bei der Pionierkompanie. Alle sind sich darüber einig, daß die hohen Forderungen der Gefechtsausbildung Fitneß von „Leib und Seele" verlangen. Deshalb ist ihnen der Sport auch nicht ein notwendiges Übel, sondern Bedürfnis. Das Ergebnis sind gute Leistungen in Ausbildung und Sport.

Alle Genossen erfüllten die Sturmbahn-Norm, woran Soldat Heinz Parsche in den ersten Wochen seiner Dienstzeit selbst nicht gedacht hatte. Ein bißchen zu beleibt rückte der 19jährige bei der „Fahne" an, aber inzwischen forderte die Sturmbahn ihren Tribut „in Pfunden". „Die Eskaladierwand machte mir anfangs mächtig zu schaffen, sie wirkte auf mich wie ein Stoppschild. Aber ich habe geackert, im Freizeitsport, an der Sturmbahn. Ich glaube, jetzt gehöre ich nicht mehr zu den ‚schwarzen Schafen'."

Heinz Parsche ist einer der vielen Genossen der Pionierkompanie, die sich durch den Sport in den Abendstunden selbst dazu erzogen, sich richtig auf die hohen körperlichen Anforderungen der täglichen Ausbildung vorzubereiten. Und deshalb ist es auch kaum übertrieben, wenn man den Pionieren des Truppenteils Meyer nachsagt, daß sie Männer sind, die Dampf in den Muskeln haben. . .

Unterleutnant d. R.
Günter Pangratz



Sowjetische Schiffbauer brachen mit der klassischen Bauweise der Kampfschiffe. Sie veränderten ihre Silhouetten und schufen neue Klassen mit eigenen Charaktermerkmalen. Sie leiteten damit eine neue Ära der Schiffsarchitektur ein.

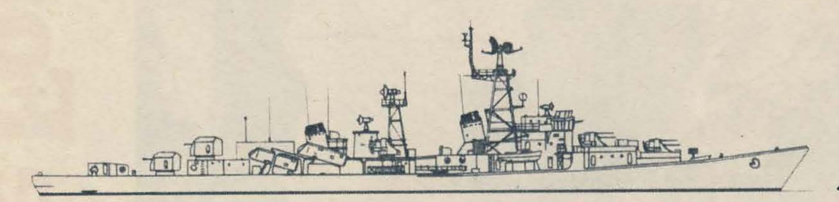
Nur eine vernünftige und wissenschaftlich begründete Kombination der verschiedenen Teile der Seestreitkräfte und aller Schiffsklassen kann die Lösung der vor der Flotte stehenden Aufgaben gewährleisten. Die Erfahrungen des Großen Vaterländischen Krieges bestätigen die These, daß nach wie vor U-Boote und Überwasserschiffe von großer Bedeutung sind. Ihre zahlenmäßige Zusammensetzung hängt von den Aufgaben ab, die der Flotte für den Kriegsfall gestellt sind. Diese Erkenntnis der sowjetischen Flottenführung, die Admiral Kusnezow in seinen Memoiren niederschrieb, bestimmten den Aufbau der Seekriegsflotte der UdSSR in den vergangenen Jahrzehnten.

Heute haben die vier Teilflotten der Sowjetunion große friedenserhaltende Aufgaben auf den Weltmeeren zu lösen. Ihre Kampfverbände sind dazu zweckmäßig zusammengestellt. Das verdeutlichen die mit dem Rotbanner ausgezeichnete Schwarzmeer-, Pazifik-, Nordmeer- und Baltische Rotbannerflotte. Vor allem sind es die mit Raketen bestückten Schiffe und Boote, die den Grad der Zweckmäßigkeit bestimmen.

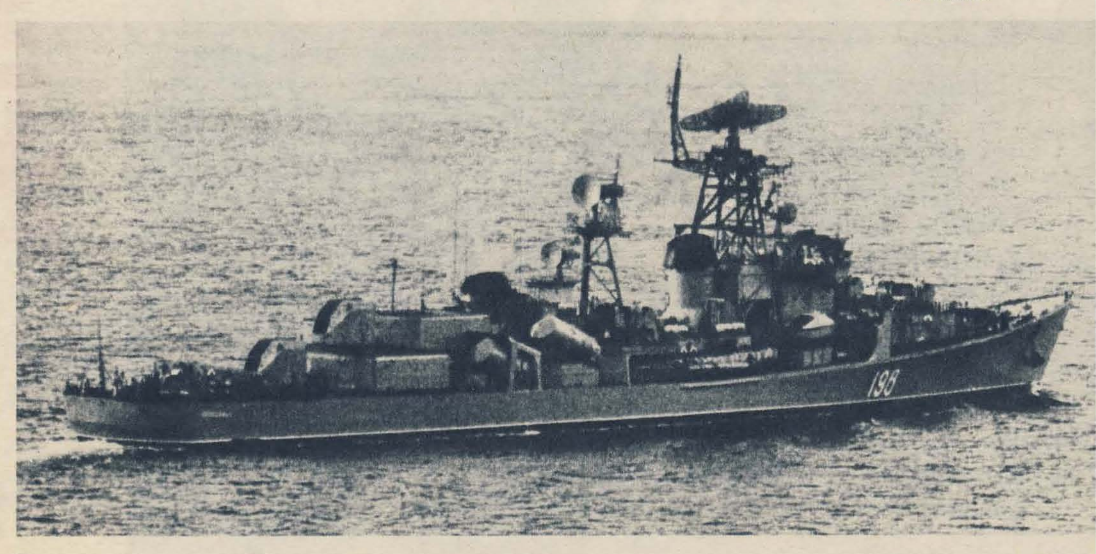
Bereits Mitte der fünfziger Jahre gehörten zum Bestand der Sowjetflotte flugkörpertragende Zerstörer der „Bedovy"-Baureihe. Der Zerstörer „Bedovy", das Typschiff, war das erste Kampfschiff der Welt, das mit einsatzfähigen Seeziel-Flugkörpern bestückt war. Die „Bedovy"-Baureihe wiederum war die erste Kriegsschiffunterklasse, mit der die Seekriegsführung revolutioniert wurde. Sie beendete ein für allemal die Zeiten der klassischen Seeschlachten. Mit der neuen Bewaffnung der Schiffe veränderte sich auch ihr eigenes Bild, ihre Schiffsarchitektur, die Silhouette. An die Stelle von Geschütztürmen traten leichtere Startrampen. Die Masten tragen Antennensysteme verschiedener Art.

Nach fünfzehnjährigem Flotteneinsatz wurde die „Bedovy" umgerüstet. Kernstück der Veränderung ist der Ersatz der Startrampen für die großen Flügelgeschosse durch vier Lager- und Startbehälter, für sofort einsatzbereite Flugkörper. Auch die Rohrwaffen wurden vermehrt.

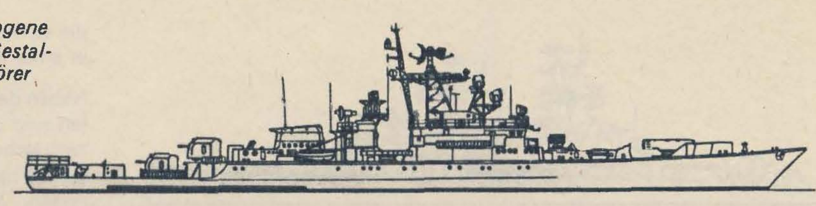
Einen völlig neu konzipierten Zerstörertyp bekam die sowjetische Seekriegsflotte mit der „Dostoiny". Die „Dostoiny"-Zerstörer zeichnen sich dahingehend aus, daß auf ihnen Systeme für gelenkte Flugkörper, Rohrwaffen und Waffenleitanlagen Verwendung finden, die sich schon auf der „Bedovy" zuverlässig bewährten. Das zeugt vom hohen Grad der Standardisierung der sowjetischen Waffensysteme, die neben der hohen Kampfkraft, besonders für die Konstruktion der Schiffe Vorteile mit sich bringen. Trotz der weitaus stärkeren Bewaffnung gegenüber konventionellen Zerstörern ist das Deplacement (Wasserverdrängung) dieser Kampf-

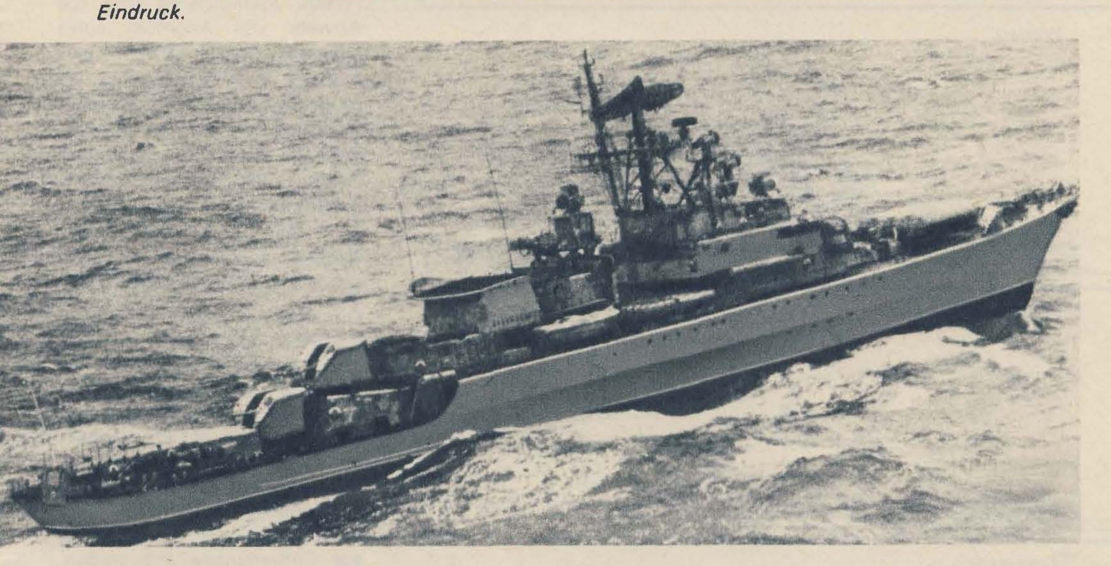


Die modernisierte „Bedovy". Die Raketenstartanlagen sind im Foto gut zu erkennen. Der Seitenriß (oben) zeigt die Gesamtarchitektur.



Eine sehr ausgewogene architektonische Gestaltung ist dem Zerstörer „Dostoiny" eigen (siehe Zeichnung). Die Luftaufnahme unterstreicht diesen Eindruck.





schiffe kaum größer geworden. Allerdings gingen die sowjetischen Schiffbauer von der bisher bei allen vorangegangenen Zerstörertypen angewandten Schiffskörperform des Flushdeckers ab und schufen eine Rumpfform, die der der Raketenkreuzer nahekommt. Der hochbordige Schiffskörper mit einem starken Heckansatz zeigt einen vom Heck bis vor die Brücke verlaufenden Spantenknick. Damit werden unter anderem neben hervorragenden Seegangseigenschaften auch die notwendige hohe Stabilität erreicht. Die wenigen Aufbauten ergeben zusammen mit der zweckmäßig verteilten Bewaffnung eine niedrige Silhouette und fügen sich zu einem harmonischen Gesamtbild zusammen, das die Maßstäbe für die Vereinigung von Zweckmäßigkeit und moderner Architektur im Kriegsschiffbau setzt.

Das finden wir auch bei der „Warjag"-Baureihe wieder, die in Kreuzerbauweise ausgeführt wurde. Sie entstand in den sechziger Jahren. Das war zugleich der Auftakt zur komplexen Steigerung der schon vorhandenen Zerstörerverbände. Damit wurde auch der Tatsache Rechnung getragen, daß die heutigen Verbände nicht wie früher nach Schiffsklassen zusammengestellt werden, sondern nach operativen und taktischen Aufgaben. Gegenwärtig stehen drei Generationen der „Warjag"-Baureihe in Dienst („Vizeadmiral Drosd", „Kronstadt", „Nikolajew"), die zwar nach Konstruktion und Herstellung einen neuen Typ mit eigenem Charakter darstellen, aber äußerlich wesentliche Übereinstimmungsmerkmale tragen, besonders was ihre Rumpfform anbelangt. Hauptwaffe aller drei Generationen sind das Flugkörper-Waffensystem gegen Seeziele und das zur Abwehr von Flugkörpern. Unterschiede gibt es lediglich in der Aufstellung und Anordnung, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß der jeweils folgende Schiffstyp mit den Waffensystemen ausgerüstet wird, die den höchsten technischen Stand ausmachen. Die „Warjag" trägt jeweils vier Behälter auf einem Drehsockel vorn und achtern in der Mittelschiffsebene. Insgesamt sind es also acht Behälter mit je einem Flugkörper; dazu kommen noch Reserveflugkörper in Magazinen davor und dahinter. Auf der „Vizeadmiral Drosd" ist nur die Hälfte der auf der „Warjag" vorhandenen Flugkörperbehälter seitlich in Zweiergruppen installiert worden. Auf der „Kronstadt" und „Nikolajew" finden wir dagegen wieder Vierergruppen, wobei sie wie auf der „Vizeadmiral Drosd" beiderseits des Brückenaufbaus angeordnet wurden.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, daß gelenkte Flugkörper gegen Wasserziele eine außerordentliche Trefferwahrscheinlichkeit haben. Bei der schweren Schiffsartillerie des zweiten Weltkrieges betrug sie nur etwa drei Prozent. Nach statistischen Angaben waren zur Versenkung eines 2500-t-Schiffes etwa 600 Granaten erforderlich! Mit gelenkten Flugkörpern erreicht man dagegen fast eine hundertprozentige Trefferwahr-

„Warjag"

„Vizeadmiral Drosd"

„Kronstadt"

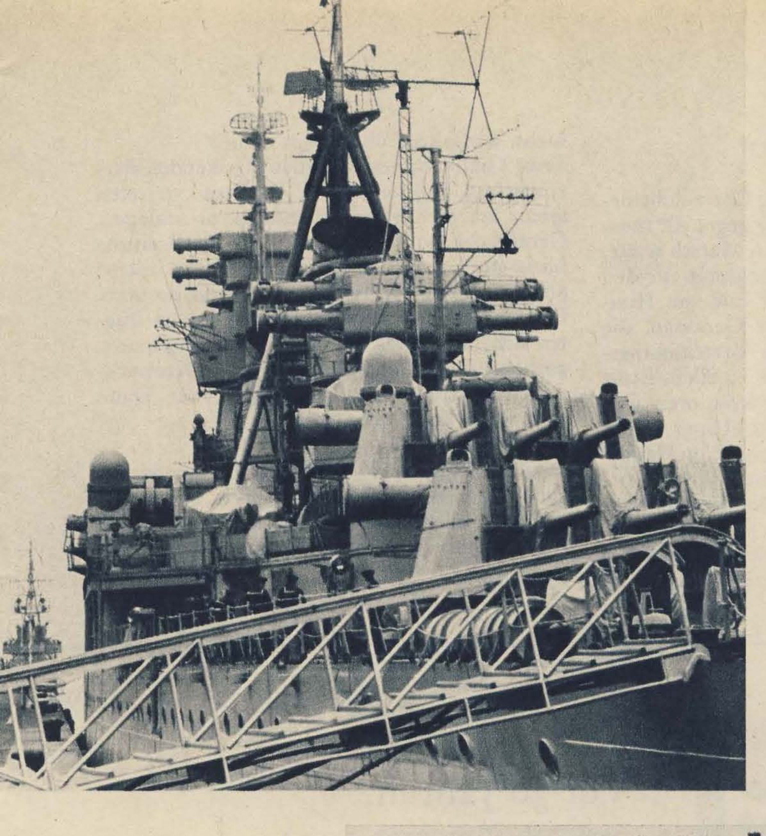
„Nikolajew"

scheinlichkeit bei beliebigem Ziel.
Gleich ist auf allen drei Schiffstypen auch das Fla-Raketensystem, wobei die „Warjag" einen Doppelstarter, die anderen Typen jeweils zwei Doppelstarter tragen. Diese Waffe hindert angreifende Flugzeuge daran, in den Nahbereich der Kampfschiffe bzw. des Kampfverbandes einzudringen. Auch universelle Rohrwaffen kleineren und mittleren Kalibers gegen Luft- und Seeziele fanden auf den genannten Schiffen ihren Platz. Die Geschütze mittleren Kalibers feuern in einer Minute mehr Granaten ab als vor Jahrzehnten die schweren Kaliber der Kreuzer in einer halben Stunde.

Neben den automatisierten Waffen sind diese Kreuzer auch mit zahlreichen elektronischen Geräten ausgerüstet, die das Auffassen, Identifizieren und die Abwehr von Angriffen eines Überwasser- oder Unterwassergegners in kürzester Frist ermöglichen. In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß alle diese hier genannten Schiffe zur U-Boot-Abwehr eingerichtet sind. Deshalb tragen z. B. die Schiffe der letztgenannten Reihe auch die Bezeichnung UAW-Kreuzer.

Ob „Bedovy"- oder „Warjag"-Baureihe, alle haben sie ein charakteristisches Merkmal gemeinsam: das Hubschrauberdeck. Für die Stationierung von Hubschraubern auf Kampfschiffen in Zerstörer- und Kreuzerbauweise gibt es zwei Gründe:
1. Moderne UAW-Schiffe sind in der Lage, mit ihren Waffen aus Entfernungen anzugreifen, die die Ortungsreichweiten der U-Boote übersteigen, während die U-Boot-Abwehrwaffen einen noch begrenzten Aktionsradius besitzen. Es mußte deshalb eine Möglichkeit zur Ortung, Klassifizierung und zur Bekämpfung der weit entfernt getaucht fahrenden U-Boote gefunden werden;

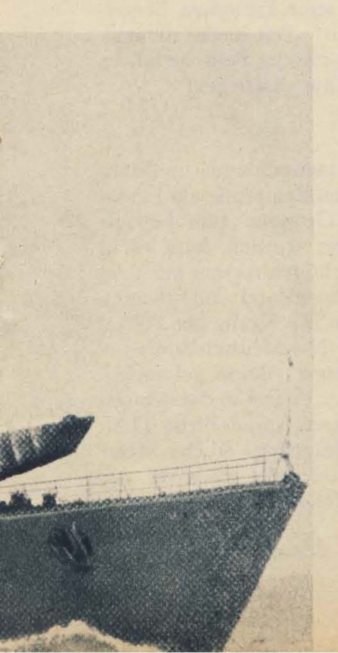


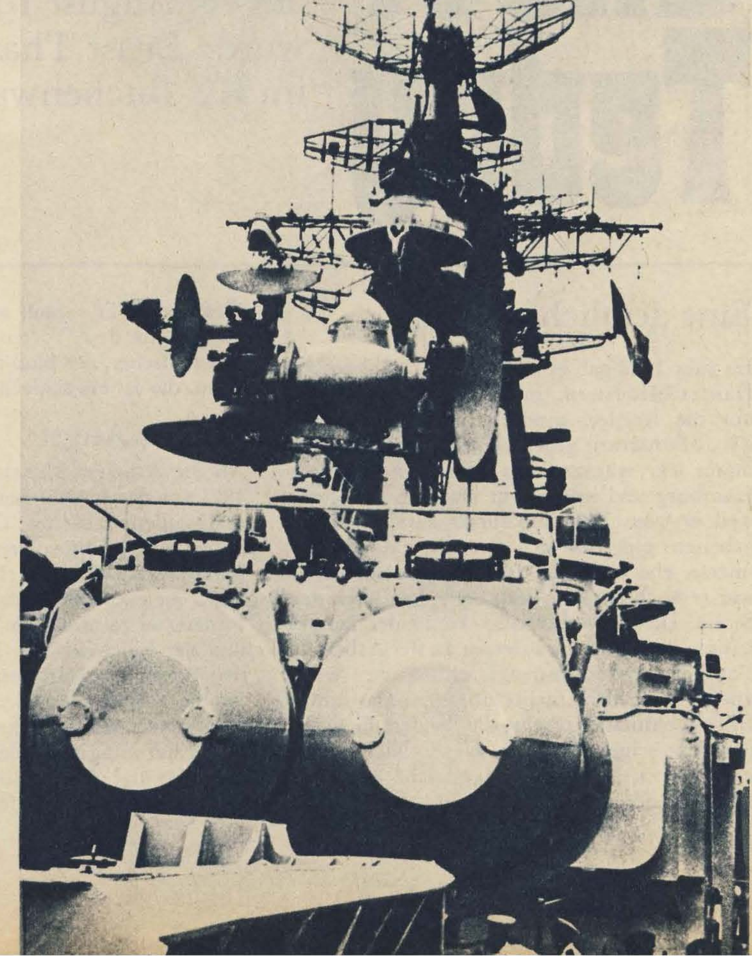


2. wurde durch die Einführung von weitreichenden Schiff-Schiff-Flugkörpern ein System erforderlich, mit dem sich flugkörpertragende Kampfschiffe frühzeitig entdecken und angreifende Waffen so beeinflussen lassen, daß sie ihr Ziel verfehlen.
Mit diesen und anderen, hier nicht genannten Schiffstypen sind neue Formen an der „Kimm" aufgetaucht. Sie legen Zeugnis ab vom hohen Niveau des sowjetischen Kriegsschiffbaues. Sie präsentieren gut ausgewogene Schiffstypen, bei denen die Größe trotz der beachtenswert hohen Investition an Schlagkraft in verhältnismäßig engen Grenzen gehalten werden konnte. Vor aller Welt wurde mit dieser Schiffsklasse einmal mehr die Leistungsfähigkeit des sowjetischen Kriegsschiffbaues demonstriert.

Fregattenkapitän
K. H. Sirrenberg

Drei Generationen der Hauptbewaffnung der Kampfschiffe: Drillingstürme (oben), Startanlage für Flügelgeschosse (links unten) und Raketenstartbehälter (rechts). Sie beeinflussen maßgeblich das äußere Bild eines Schiffes.





Dann goht wi to Foot

Als im Jahre 1919 die Regierung Ebert-Scheidemann das Freikorps Gerstenberg gegen die revolutionären Arbeiter in Bremen in Marsch setzte, traten die Arbeiter Norddeutschlands in den Generalstreik. Die Hamburger bildeten Hundertschaften, um ihren Bremer Genossen, die die Stadt gegen das Militär in Verteidigungszustand gesetzt hatten, zu Hilfe zu eilen. Ernst Thälmann war einer der Organisatoren und Leiter dieser Solidaritätsaktion. Unter seiner Führung zogen bewaffnete Arbeiter zum Hauptbahnhof. Sie wollten nach Bremen, ihren dortigen Arbeitsbrüdern helfen. Die Eisenbahner weigerten sich aber zu fahren.
„Wir streiken", erklärten sie, „wir fahren keine Freikorpstruppen, wir fahren aber auch euch nicht, wir fahren überhaupt nicht."
Ernst Thälmann versuchte den Streikenden klarzumachen, daß sie doch in den Streik getreten seien, um die Freikorpsbanditen zu schlagen. Gerade das wollten auch sie. Die Streikleitung blieb stur. Streik sei Streik, sie führen nicht; allen weiteren Vorhaltungen blieben sie taub. Die bewaffneten Arbeiter um Thälmann fragten sich ratlos, was nun zu tun sei. Thälmann, zornentbrannt über diese politische Kurzsichtigkeit der streikenden Eisenbahner, rief: „Dann goht wi to Foot!"
Und so geschah es.
Dieser Ausspruch wurde in Hamburg zu einem geflügelten Wort. Immer wenn es besondere, vor allem unerwartete Schwierigkeiten zu überwinden galt, hieß es: Dann goht wi to Foot!

Willi Bredel

Unser Teddy

Vor 30 Jahren,
am 18. August 1944,
wurde Ernst Thälmann
im KZ Buchenwald ermordet

Eine deutliche Lektion

Im Jahr 1926 gab es in Hamburg einen großen Hafenarbeiterstreik, in dem die Arbeiter nicht nur die Reeder, sondern auch die Gewerkschaftsbürokratie gegen sich hatten. Ernst Thälmann war während des Streiks mehrmals in Hamburg und immer gut auf dem laufenden, weil er vom Bahnhof zuerst zu den Hafenarbeitern ging und sich aus erster Hand informierte, ehe er die Parteileitung aufsuchte. So war es auch bei den Besprechungen nach dem Streik. Der Gewerkschaftssekretär der Bezirksleitung hatte viel auszusetzen an der Arbeit der Parteiorganisation in den Hafenbetrieben, wußte aber selbstkritisch nichts zu sagen. Das mißfiel Ernst Thälmann so sehr, daß er dem Genossen deutlich seine Meinung sagte. Nicht selten nahm Ernst Thälmann Vergleiche aus seiner Arbeit in den verschiedensten Berufen. So auch dieses Mal. Er schloß seine kritischen Bemerkungen mit den Worten: „Das merke dir mal. Ein Kutscher, der bloß mit der Peitsche fahren kann, das ist ein schlechter Kutscher!"

De hat Angst

Als die Arbeiter Mitteldeutschlands im März 1921 von der preußischen Regierung aus innen- und außenpolitischen Gründen zum bewaffneten Kampf provoziert wurden, kam es in Hamburg zu einer mächtigen Aktion mit dem Ziel, die in Mitteldeutschland kämpfenden Proletarier zu entlasten. Die Kräfte der Polizei und der Reichswehr in Norddeutschland wurden durch die Hamburger Aktion gebunden. Als die Panzerwagen der Polizei in die demonstrierenden Massen fuhren, stand Ernst Thälmann mit einigen Funktionären etliche Meter entfernt und beobachtete die Manöver der Polizei. Jeden Augenblick konnten die Maschi-

Illustration: Horst Bartsch


Streik
Einheit
Rote Fahne

nengewehre losgehen, wurden doch an diesem Tage fünfzehn Arbeiter von der Polizei getötet. Aus dem Turm des nächsten Panzerwagens reckte sich ein junger Polizeileutnant bis zur Brusthöhe hinaus und schrie aus Leibeskräften, so daß ihm das Blut ins Gesicht stieg. Ernst Thälmann sagte in seiner gelassenen Art zu dem in der Nähe stehenden John Schehr: „Warum schreet de so, Jonny?“ John wandte halb den Kopf und gab zurück: „De hat Angst!“ Ernst Thälmann lachte kurz auf: „Genau!“

Ernst Thälmanns Kaltblütigkeit war fast sprichwörtlich. Das hinderte die Feinde nicht, in der Presse die schmutzige Lüge zu verbreiten, Ernst Thälmann habe in einer „Weinstube“ gesessen, während Arbeiter unter Polizeikugeln fielen. Erst nach dem Hamburger Aufstand wagten die berufsmäßigen Verleumder den Mut Ernst Thälmanns nicht mehr anzuzweifeln, weil sie auch bei den rückständigsten Lesern keinen Glauben mehr gefunden hätten.

Rudolf Lindau

Marxist – Leninist

Im Jahre 1931 erschien im theoretischen Organ der KPD „Die Internationale“ ein Artikel über „Die Dialektik als Denkmethode“. Ich wurde aus diesem Artikel nicht recht schlau und ging zum Genossen Thälmann, um ihn zu fragen, wie er über diesen Artikel denke. Er antwortete mir, daß es prinzipiell falsch sei, die Dialektik als eine abstrakte Denkmethode zu schildern, wie dies im Artikel geschehen sei. Man könne das revolutionäre Wesen der dialektischen Denkmethode nur darlegen in Verbindung mit den konkreten Vorgängen in der Entwicklung von Natur und Gesellschaft. Wer darauf verzichte, verstehe nichts vom Wesen der Dialektik und verhalte sich bestenfalls wie ein bürgerlicher Philosoph und nicht wie ein Revolutionär, für den die Dialektik eine scharfe Waffe der Arbeiterklasse sei bei der revolutionären Umgestaltung der Welt.
Aus dieser Antwort des Genossen Ernst Thälmann ist zu erkennen, wie Theorie und Praxis bei dem großen Führer unserer Partei zu einem Ganzen verschmolzen war. Hieraus ergab sich auch seine politische Weitsicht und seine Standhaftigkeit.

Klassentreue

Am Tage des Stattfindens dieser Kundgebung in Wuppertal regnete es in Strömen. Genosse Thälmann kam mit seinen Begleitern zunächst zum Büro der Bezirksleitung der Partei in Düsseldorf. Von dort geleiteten wir ihn in das Hotel, in dem wir zuvor zwei Zimmer reserviert hatten. Als wir vor dem Hotel standen, las Genosse Thälmann den Namen „Hotel Fürstenhof“. Das schmeckte ihm gar nicht. Aber trotzdem bewogen wir ihn, durch die Drehtür zu gehen. Als Genosse Thälmann aber dann auf einen livrierten Portier traf, der eine tiefe Verbeugung machte, sagte er ganz laut in der Hotelhalle: „Ich bin ein Arbeitersohn und liebe es nicht, daß Arbeiter vor Arbeitern Bücklinge machen nur aus der Gewohnheit heraus, von großen Herren Trinkgelder zu erhalten.“ Er drehte sich um, entwischte wieder durch die Drehtür und sagte dann zu uns: „Liebe Genossen, Ihr dürft für mich nicht solche Hotels festlegen.“ Als wir ihm antworteten, daß es jetzt keine andere Möglichkeit gebe, ihn gut unterzubringen, erwiderte er: „Dann will ich lieber bei einem arbeitslosen Genossen auf dem Kanapee schlafen.“
Diese Begebenheit ist nicht nur ein Ausdruck für die Bescheidenheit des Genossen Ernst Thälmann, für den aufrechten Stolz eines Arbeiters, sondern auch dafür, wie er kleinbürgerliches Gehabe haßte und wie er das Zusammensein mit den Arbeitern und den einfachen Menschen schätzte.

Gründlichkeit

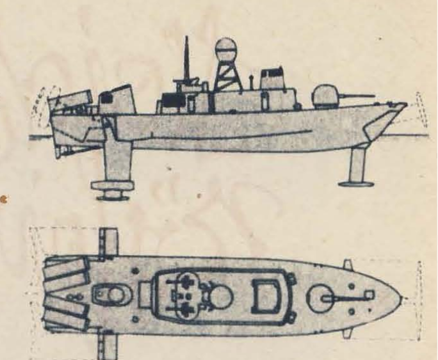
Es war im Juli 1932, als Genosse Ernst Thälmann zu einer großen Kundgebung nach Wuppertal kam. Zur Vorbereitung seiner Rede schickte er einige Mitarbeiter des Zentralkomitees voraus. Diese mußten exakte Materialien sammeln über die Lage der Arbeiter, insbesondere der Textilarbeiter und -arbeiterinnen in Wuppertal, über die Zahl der Arbeitslosen, die wirtschaftlichen Krisenerscheinungen, die Lage des Mittelstandes, die Hauptargumente, mit denen die Faschisten und die Rechtssozialisten in Wuppertal auftraten. Genosse Ernst Thälmann entwickelte die Grundlinie der Partei stets in Verbindung mit den konkreten Gegebenheiten der Orte oder der Betriebe, in denen er sprach. Hieraus erklärt sich, warum seine Reden immer eng verbunden waren mit dem Denken und den Forderungen der Arbeiterklasse und des Volkes. Sein Streben ging immer dahin, überall der Sache auf den Grund zu gehen, mehr zu wissen als andere, damit er sich rechtzeitig vorbereiten konnte auf die richtigen Ratschläge zur erfolgreichen Lösung der gestellten Aufgaben. In dieser Korrektheit lag darum sowohl die Stärke der Argumente als auch die große Überzeugungskraft des Genossen Thälmann begründet.

Erich Glückauf



1975 Tragflügel-Kampfboote?

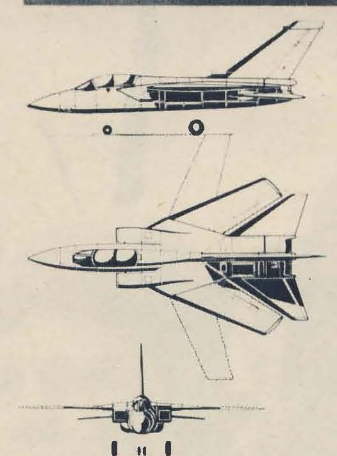
NATO-Marinekreise bemühen sich seit einiger Zeit um die Entwicklung von Tragflügel-Kampfbooten mit Raketenbewaffnung. Die USA stellten dafür das Versuchsboot „Tucumcari" zur Verfügung, das als Prototyp angesehen wird. Die Auslieferung der ersten Boote ist für 1975 geplant. An technischen Angaben ist bisher bekannt: Wasserverdrängung 227 ts; Länge 44 m; Breite über Tragflügel 14,3 m; Geschwindigkeit etwa 40 kn; Besatzung 21 Mann.



DAF-Marathon als Militärversion

In den Niederlanden wurde der bekannte PKW DAF-Marathon als militärisches Mehrzweckfahrzeug umkonstruiert. Unter der Bezeichnung 66 YA hielt er Einzug in die holländische Armee. Der leichte Halbgeländewagen (nur Hinterradantrieb) wird als Sanitäts- und Funkkübel eingesetzt. 1 200 Wagen sollen insgesamt dem Heer zugeführt werden. Wie verlautet, soll der 66 YA überall im mittel- und westeuropäischen Raum einsetzbar sein.

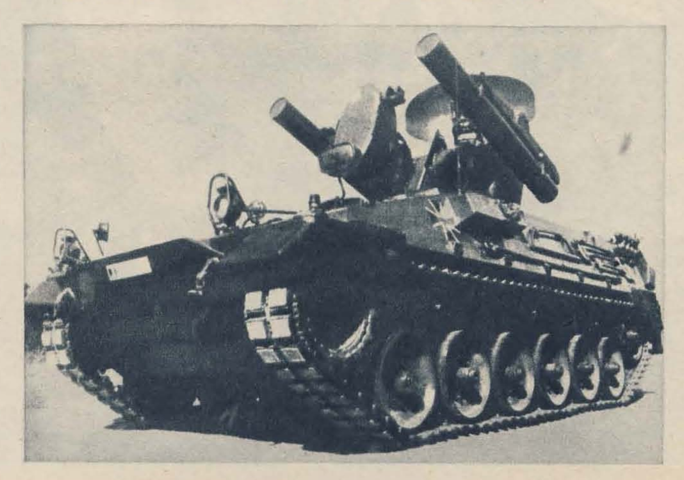
Stückpreis 36 Millionen



Der NATO-Schwenkflügler „Panavia" 200, der von Rüstungskonzernen der BRD, Englands und Italiens gebaut wird, ist teurer als geplant. Die veranschlagten 32 Millionen reichten nicht aus, es wurden bereits 36 daraus. Inwieweit sich die Kosten noch weiter erhöhen, ist nicht abzusehen. Das Flugzeug soll eine Höchstgeschwindigkeit von 2 340 km/h erreichen und das „beste" Kampfflugzeug der westlichen Allianz werden.

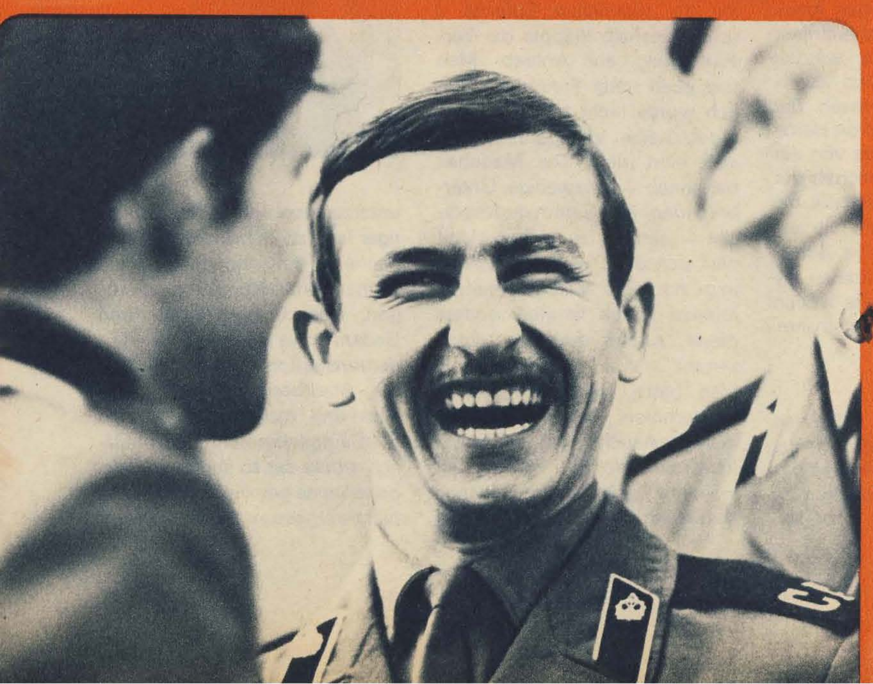
„Roland II" in Erprobung

Im Rahmen des im Militär-„Weißbuches" der BRD offenbarten Aufrüstungsprogramms wird auch das mit Frankreich gemeinsam entwickelte Tieffliegerabwehrsystem „Roland II" erprobt. Die Waffe ist auf dem SPW „Marder" aufgebaut, somit sehr mobil und auch lufttransportfähig. Bei „Roland II" sollen die Luftraumüberwachung, die Zielentdeckung und -auffassung auch während der Fahrt möglich sein. Die Flugkörper, die in röhrenförmigen Behältern gelagert sind und auch daraus gestartet werden, haben eine Länge von 2 400 mm. Ihre Masse beträgt 63 kg. Die Reichweite wird mit maximal 6 300 m angegeben. Das Fahrzeug führt 10 Geschosse mit.



Heideröslein kyrillisch







„Heißt's nun Rosslein ... oder Rjoslein ... oder wie?" Mächtiger Stoßseufzer, der sich Saschas Brust entringt. „Und was ist das – ein Knab...?" Kompliziert, kompliziert. Goethes Heideröslein in original deutschem Text und kyrillischen Buchstaben soll ja nicht nur gelesen, sondern auch verstanden werden. So schwierig ist die Sache aber wiederum nicht, als daß sie von den fleißigen Amateursängern der Pioniereinheit Markow nicht gelöst werden könnte. Außerdem sind da ja auch noch die Genossen der Kompanie Demmig und die kleine Schar der Studentinnen von der Sektion Sprachwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität. Sie helfen, sie übersetzen, sie erklären, finden gelehrige Schüler. Denn schließlich haben sie alle das gleiche Ziel: Sie wollen singen, und zwar gemeinsam, und recht bald.



Der Anfang liegt noch nicht weit zurück. Im Dezember des vergangenen Jahres hatte alles begonnen, mit einem Beitrag zum Thema Sowjetunion – aber anders als üblich. Im Klub der Kompanie Demmig summten russische Samoware, flackerten Kerzen, zauberten die Gastgeber eine Atmosphäre in den Raum, die nicht ohne Wirkung auf die Gäste – Soldaten der Partnereinheit Markow – blieb. Eine gelungene Überraschung, und sehr schnell waren die Freunde heimatlich gestimmt. Dazu Studentinnen, gewandt im Umgang mit der russischen Sprache – schon deshalb klappte die Verständigung auf Anhieb. Man war eben unter Freunden. Freilich wurde nicht pausenlos geredet. Keine Verlegenheitspausen, nein, nein. Die Mädchen begannen – kurzweilige Unterbrechung der Samowargespräche – einfach zu singen. Und weil sich dann weder die Demmig- noch die Markow-Männer lumpen lassen wollten, endete dieser Abend ziemlich „konzertant". Wer schließlich die Idee hatte, dieses Singen zu wiederholen, läßt sich nicht mehr feststellen, ist auch gar nicht so wichtig. Wichtig ist vielmehr, daß wenige Wochen später ein Freundschaftsvertrag



unterzeichnet wurde. Noch wichtiger ist, daß er keineswegs eine papierne Angelegenheit blieb. Gemeinsame Buchbesprechungen, Besuch der Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald, Maidemonstration mit anschließender Stadtbesichtigung – dies alles und mehr wurde in den Plan aufgenommen. Und natürlich wurde der so stimmungsvoll begonnene gemeinsame Gesang nicht vergessen. Anders gesagt:





Erst die Arbeit, dann... Für die Akteure eine freundliche Einladung vom Kompaniechef: Rostbratwurst – original Thüringer Art und fast original kaukasischer Schaschlyk, von Alexej eigenhändig gegrillt. Wenn die jetzt platzt... Kein dokumentarischer Beweis für den bekannten Biß in den sauren Apfel – Sascha studiert das Heideröslein. Doch wenn „Sie" kyrillische Schriftzeichen deutet, lernt's sich natürlich gleich viel leichter.

Mit dem Abend am Samowar begann ein weiteres Kapitel Waffenbrüderschaft in den langjährigen Beziehungen zwischen den beiden Pioniereinheiten.



Sangesfreudige waren schnell gefunden – neun Studentinnen sowie je 12 Soldaten der Kompanie Demmig und der Einheit Markow. Martin Mörl, Glasgerätejustierer in den Zeißwerken, stellte sich als Akkordeonspieler zur Verfügung. Und mit Richard Bernat, dem langjährigen Musiklehrer einer Jenaer EOS wurde schließlich auch der fachmännische Berater und Betreuer gefunden.
Singen macht Spaß – natürlich. Aber auch Spaß kann Probleme erzeugen. Das geringste Hindernis – die schwachen Notenkenntnisse. Viel schwieriger war es schon, die Frage zu lösen, wie die Gruppe gemeinsam singen kann, und das in möglichst kurzer Frist. Erste Hilfe: deutsche Texte mit kyrillischen Buchstaben (siehe Saschas Stoßseufzer).

russische Texte mit deutschen Buchstaben (wiederum Stoßseufzer und die besorgte Frage: Liegt die Schulzeit mit dem Unterricht in der Freundessprache schon so weit zurück?). Jedenfalls gab es bereits nach der dritten Probe den ersten öffentlichen Auftritt beim 6. Leistungssingen innerhalb des Verbandes. Unsere Neulinge machten auf sich aufmerksam. Denn ein solches Dreigespann – Waffenbrüder plus Studentinnen war hier ein- und erstmalig.



Jede Woche einmal gemeinsame Probe – nach Dienstschluß, versteht sich. Offiziell. Inoffiziell natürlich öfter, und zwar in beiden Kasernen. Vor allem wegen der Aussprache! Proben, Proben, Proben, dazu die Auftritte – in der Partnereinheit, im eigenen Soldatenklub und natürlich auch vor den Einheimischen. Das kostet eine Menge Freizeit und nach anstrengendem Dienst sicherlich manchmal auch etwas Überwindung.
Soldat Steiniger: „Ehrlich, manchmal ist's hart. Schließlich, ich bin nicht mehr der Jüngste (mit 34?). Aber einmal dabei, macht's einfach Laune." Was er und seine Freunde dem Reporter nicht auf die Nase binden, sind Tatsachen wie z. B. die, daß er selbst zweimal auf Ausgang verzichtete, oder daß Soldat Havemann wegen eines Auftritts seinen Urlaub verkürzte.
Gerlinde, 1. Studienjahr, faßt die Meinung ihrer Freundinnen so zusammen: „Die Proben sind eingeplant, klar. Und bei unvorhergesehenen Einsätzen, naja, da muß man eben mal eine kleine Nachtschicht einlegen, um das ausgefallene Selbststudium nachzuholen. Wir freuen uns eigentlich immer ganz toll auf die gemeinsamen Abende. Nicht nur wegen der Singerei. Für uns ist es doch das beste Praktikum – für's Sprachstudium, meine ich." Die so „ganz nebenbei" gestellte Frage, in welchen Uniformen denn nun die besseren Kavaliere steckten, beantworten die Kommilitoninnen lachend, einhellig und diplomatisch: „Wir finden keinen Unterschied!" Soldat Gräf ist da schon kritischer: „Eindeutig die Freunde. Wie höflich und zuvorkommend die mit den Mädchen umgehen!" Alexej, der Komsomolsekretär, sagt: „Wir kommen sehr gern zu unseren gemeinsamen Kulturabenden. Beim Singen finden wir am schnellsten eine gemeinsame Sprache. Und das ist doch das wichtigste zwischen Freunden und Waffenbrüdern."



Denkbar ist, daß außerplanmäßige Einsätze und der Dienstplan mal nicht ganz miteinander harmonieren. Soldat Groß: „Sicher, da gab's anfangs nicht wenig bissige Bemerkungen – wie ‚Ihr trällert bloß in der Gegend 'rum, verschafft euch zusätzlichen Ausgang, und wir dürfen für euch dann Wache stehen!'." „Das hat sich aber schnell gegeben" – ergänzt Soldat Steiniger. „Als die Nichtsänger unserer FDJ-Grundorganisation nämlich merkten, daß es für uns in der Gefechtsausbildung keinerlei Abstriche gab, war der Kompaniefrieden wieder hergestellt." Kompaniechef Hauptmann Demmig stimmt dem zu: „Nach anfänglichen kleinen Pannen haben wir die Sache in den Griff bekommen. Heute sieht's so aus, daß sich das Wirken unserer Singegruppe, der Fleiß und die Begeisterung der Genossen sehr positiv auf die ganze Kompanie auswirken. Das Interesse und die Bereitschaft jedes einzelnen, gesellschaftlich nützlich zu sein, ist zweifellos gestiegen. Weitere Pluspunkte erwachsen aus dem ständigen und festen Kontakt mit der Partnereinheit. Uns selbst brachten so z. B. die letzten Technikinspektionen gute Noten – weil die sowjetischen Pioniere uns vorher noch auf so manchen Schönheitsfehler aufmerksam machten. Auch in puncto Sauberkeit auf den Stuben hat das Beispiel der Freunde Schule gemacht. Gleiches gilt für die militärische Disziplin – Belobigungen überwiegen im Gruppenbuch. Das Verhältnis zwischen den Soldaten der einzelnen Diensthalbjahre hat sich wesentlich verbessert, ist kameradschaftlicher geworden." Althergebrachte Privilegien der EKs gegenüber den Dienstjüngeren sollen in der Kompanie Demmig Vergangenheit sein...



Nochmal zurück zu unseren Sangesfreudigen. Ihre intensive gemeinsame Freizeitgestaltung brachte es mit sich, daß heute jeder jeden genau kennt, seinen „Spezi" hat, über dessen Hobbys unterrichtet ist, aber auch Interesse für die militärischen Leistungen des Freundes zeigt. Soldat Havemann weiß Bescheid über Nikolais „Bauchschmerzen" bei der Ausbildung an der Sturmbahn. Gedankliche Spaziergänge durch die weißen Nächte in der Stadt an der Newa unternimmt Soldat Gräf, „Chefdolmetscher" (fünfeinhalb Studienjahre in Leningrad) mit Slawa. Für die Mode betreffende Fragen sind natürlich mehr die Mädchen zuständig, sie sind auch die „Führer" durch Jenas Umgebung. Und für Soldat Groß schließlich steht fest: „Wenn Freund Sascha im Oktober seinen Dienst beendet, hat er sicherlich auch meinen ‚Pionierauftrag' erfüllt, nämlich zwei neue Sänger für unsere Gruppe zu stellen!"
PS: Übrigens, als im Mai die Neuen einrückten, fand im Klub der Kompanie Demmig ein weiterer Samowarabend statt. Im Prinzip jedenfalls, denn an Stelle des summenden Samowars dampfte ein Kessel echt russischer Soljanka – die Gedanken jedoch waren die Gleichen: echte und herzliche Freundschaft zwischen Waffenbrüdern.

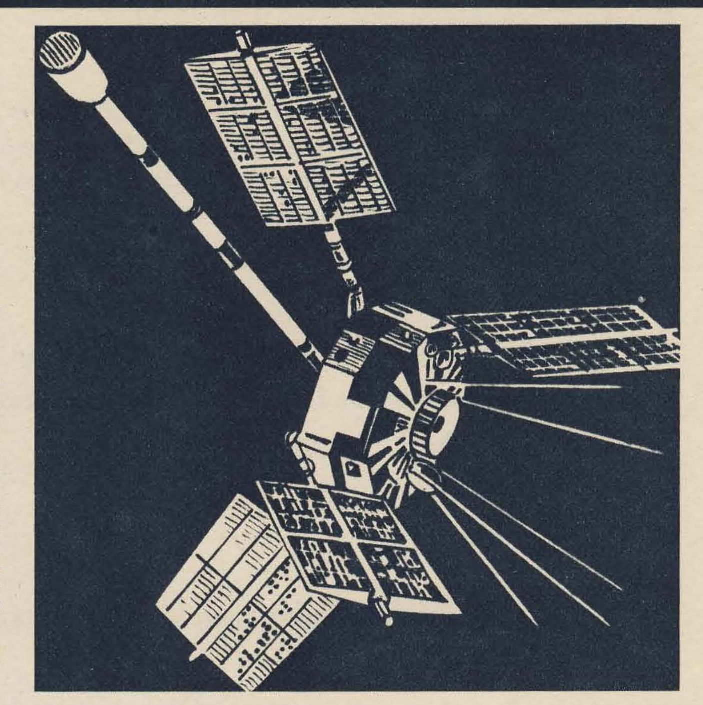
Gisela Schulz

Explorer IMP (USA)

Technische Daten:

Verwendung	Meßsatelliten
Umlaufmasse	57 ... 398 kg
Bahndaten (Durchschnittswerte):	
Bahnneigung	17/29/34/67/87°
Umlaufzeit	33 ... 325 h
Perigäum	192 ... 205 000 km
Apogäum	20000 ... 495000 km
erster Start	27. 11. 1963
bisher gestartet	10 (Stand: Mai 74)

Die Raumflugkörper des Typs IMP gehören zur Explorer-Serie. Ihre Bahnen sind sehr unterschiedlich; sie verlaufen jedoch im Apogäum in großem Erdabstand. Zu den wichtigsten Aufgaben der IMP-Satelliten gehören Messungen von energetischen Partikeln solarer und interstellarer Herkunft sowie magnetischer und elektrischer Felder und die Lieferung von Informationen über Sonneneruptionen. Bisher sind 10 Satelliten dieser Reihe gestartet worden. Sie tragen die Bezeichnungen Explorer 18, 21, 28, 33, 34, 35, 41, 43, 47 und 50.

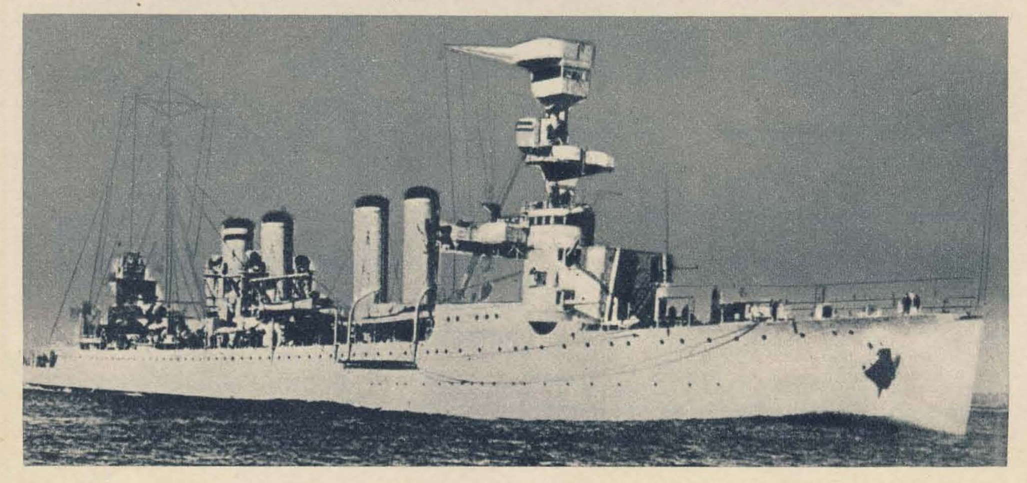


Leichter Kreuzer „Marblehead" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	7050 ts
Länge	168 m
Breite	16,9 m
Tiefgang	4,1 m
Höchstgeschwindigk.	33,7 kn
Fahrstrecke	10000 sm
Maschinenleistung	90000 PS
Bordflugzeuge	3
Bewaffn.	12 Geschütze 152 mm; 4 Geschütze 76 mm; 6 Torpedorohre 533 mm; 30 Minen
Besatzung	560 Mann

Die „Marblehead" gehörte zur Omaha-Klasse, die eine Baureihe von 10 Kreuzern umfaßte. Sie liefen in den Jahren von 1920 bis 1924 vom Stapel.





MFI-17 mit Bugrad

Saab Scania MFI-17 (Schweden)

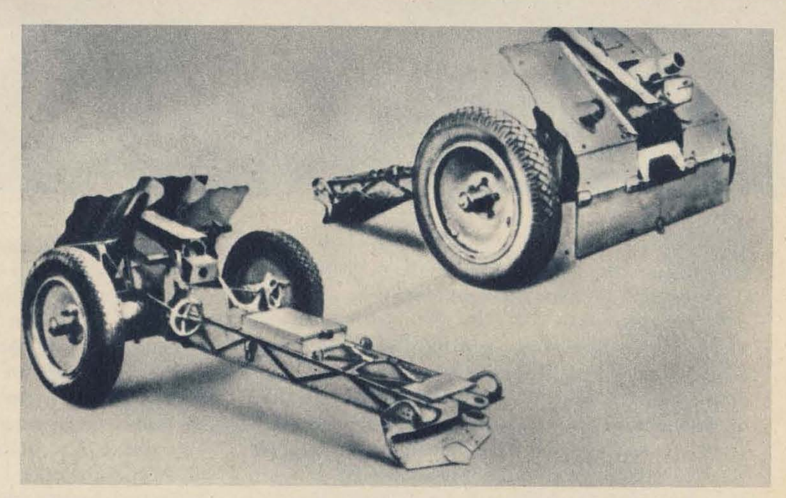
Taktisch-technische Daten:

Spannweite	8,70 m
Länge	7,00 m
Höhe	2,60 m
Startmasse	1100 kg
Höchstgeschwindigk.	257 km/h
Gipfelhöhe	5200 m
Reichweite	900 km
Triebwerk	1 Lycoming-Kolbenmotor I O 360-A 1 B 6, 200 PS Leistung
Bewaffnung	bis 300 kg Außenlasten – Luft-Boden-raketen bzw. Flugkörper, Masch.-Kanonenbehälter, Panzerabwehrwaffen
Besatzung	2 Mann

Das aus dem Sportflugzeug MFI-15 entwickelte ultraleichte Kampfflugzeug ist als ergänzendes Waffenträgersystem gedacht. Die MFI-17 ist vielseitig einsetzbar, vor allem für die Aufklärung, Artillerie- und Kampfzonenbeobachtung, für Verbindungsflüge, den Erdkampf u. a. Aufgaben.

MFI-17 mit Spornrad

Leichtes Infanteriegeschütz (LIG) 18 L/11,8 (Deutschland)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	75 mm
Anfangsgeschwindigk.	220 m/s
Schußweite	3 550 m
Rohrlänge	885 mm
Schwenkbereich Seite	11°
Schwenkbereich Höhe	–10 bis +75°
Feuergeschwindigkeit	8 bis 12 Schuß/min
Länge in Fahrstellung	2 750 mm
Breite in Fahrstellung	1 600 mm
Höhe in Fahrstellung	1 200 mm
Masse	bis 1 560 kg (für Pferdezug leichter)
Bedienung	4 Mann

Das LIG wurde 1927 bei der Infanterie als Standardgeschütz eingeführt. Es war ein genau schießendes Geschütz mit Kippverschluß, das aber bei seinem Einsatz im zweiten Weltkrieg bereits veraltet war. Für den Pferdezug war es mit Kastenlafette und Holzrädern versehen.

Von Oberstleutnant Lothar Kitzing miterlebt im Irak, in Syrien, in der Volksdemokratischen Republik Jemen, in Algerien und Ägypten: Immer wenn die Weinerts „Biladi, Biladi" (Meine Heimat) sangen oder „Petrol El Arab Lil Arab" (Das Öl gehört den Arabern), riß es die Zuschauer zu Beifallsstürmen hoch. Denn sie wissen, daß wir im antiimperialistischen Kampf an ihrer Seite stehen. Diese Übereinstimmung von Wort und Tat war für das Tourneeprogramm des „Erich-Weinert-Ensembles der NVA" letztlich auch



In 34 Tagen 5 Länder, 12 Städte und insgesamt 16 Auftrittsorte einschließlich 7 Militärcamps. 20000 Flugkilometer mit 22 Starts und Landungen, zum Teil Ent- und Beladearbeiten mit 90 nicht kleinen Kisten. Stundenlange Busfahrten. In kurzer Zeit unterschiedliche Temperaturen: Republik Irak 26 Grad; Syrische Arabische Republik 18 Grad; VDR Jemen 32 Grad; Arabische Republik Ägypten 26 Grad; Demokratische Volksrepublik Algerien 10 Grad. Fünf unterschiedliche Verpflegungsarten. Sechsundzwanzig $2^1/_2$stündige Non-stop-Vorstellungen ohne große Zeit zum Luftholen. Jeder war zu jeder Zeit irgendwie eingespannt: Die Garderobiere als mitsingende Mitwirkende auf der Bühne, die Tänzerin als Kulissenschieberin hinter der Bühne. Manchmal ohne Garderobenräume: Ein Zelt mitten auf einem ungepflasterten staubigen Platz, oder für 10 Leute ein Raum von 2 × 2 m – es gab da alle Varianten. Oft erst nach Mitternacht Abendbrot. Meist erst gegen 2.00 Uhr früh ins Bett. 5 Wochen keine Post von zu Hause. Kein Telefon. Und das Wissen, daß sich die Angehörigen wegen der Kriegslage in Nahost Sorgen machen. Eine Gefechtsübung kann oft nicht härter sein. Und sie dauert selten so lange. Aber alles das wurde aufgehoben, wenn man das Publikumsecho erlebte:

Am Stadtrand von Aden, der Hafen- und Hauptstadt der VDR Jemen an der Südspitze der arabischen Halbinsel. Die Szenerie ist einzigartig. Ein enges Tal, im Halbrund umgeben von einer hohen zerklüfteten Felsenkette. Im Mittelpunkt der Ebene eine Kino-Freilichtbühne, die zum Militärcamp gehört. 1 500 Sitzplätze, besetzt mit erwartungsfrohen jungen Soldaten in Khaki-Uniformen und Baskenmützen mit dem silbernen Adler. Auch in den Seitengängen stehen sie dichtgedrängt. Hautfarben vom hellen Braun bis zum tiefen Schwarz. Improvisierte Sitzplätze etwa 1000. Auf der gitterartig durchbrochenen breiten steinernen Einfassungsmauer und auf den Flachdächern der Seitengebäude eng aneinander Kinder, Jugendliche, Männer. Und außen hunderte Frauen. Sie sind von Kopf bis Fuß in die schwarze Abāja gehüllt. Ein schmaler Sehschlitz läßt nur die Augen

Das Geheimnis des Erfolges



frei. Ihre Gesichter an die quadratischen Maueröffnungen gedrückt, lugen sie neugierig ins Innere. Als unsere Musiker vor die schmale Bühne treten – auf ihr ist für Orchester und Tänzer nicht genügend Platz – fangen die 2 500 Zuschauer im Innenraum rhythmisch an zu klatschen. Einige Soldaten beginnen zu singen. Das Lied – ein jemenitisches Jugendlied gegen den Imperialismus – springt auf die Massen über und schallt als herzliche Begrüßung den 35 Genossinnen und Genossen der EWE-Estrade entgegen, die jetzt auf der Bühne Aufstellung genommen haben. Es klingen die mitreißenden Akkorde der Entree-Melodie auf. Die Weinerts singen frisch „Hier sind wir! Bringen Euch Freude hier!" Und das Programm beginnt.

Freilichtveranstaltungen und Kinos haben ihre besondere Tücke. Die Bühne hier ist zwar 12 m breit, aber nur knapp 3 m tief. Ein Salto kann im Publikum enden, wenn einer der Tänzer in der Frühsportszene oder bei der „Gefechtsausbildung" auch nur eine Zehntelsekunde unkonzentriert ist. Außerdem erschwert der Betonfußboden das Abfedern in den Gelenken nach einem Sprung. Das kostet Kraft. Und das bei 32 Grad im Schatten! Da fließt der Schweiß in Strömen, da sind die Kostüme klatschnaß, die in einer Vorstellung bis zu zehnmal gewechselt werden.

Die Soldaten da unten registrieren freudig erregt die Dinge, die sich auf der Bühne abspielen. Ihre Sympathie schlägt den Unseren bei jeder Szene neu entgegen. Ich sitze eingekeilt in einer der hinteren Bankreihen und beobachte das Publikum aus den Augenwinkeln. Ob es bei der Szene „Waffenbrüderschaft" zwischen den Armeen des sozialistischen Lagers ist oder im Bild „Aus dem Leben der NVA-Soldaten" – der spontane Applaus auf offener Bühne gilt sowohl dem gekonnten Salto, der exakten Körperbeherrschung und physischen Hochleistung als auch der Tatsache, daß die sozialistischen Armeen darüber wachen, daß die Bäume der Neokolonialisten und monopolistischen Expansionisten nicht in den Himmel wachsen.

Heute ist der 14. Auftritt in dieser Tournee, und ich

kenne das Programm fast auswendig. Trotzdem wirkt es auf mich in neuer Umgebung immer wieder neu. Die Zuschauer reagieren in jedem Land etwas anders.

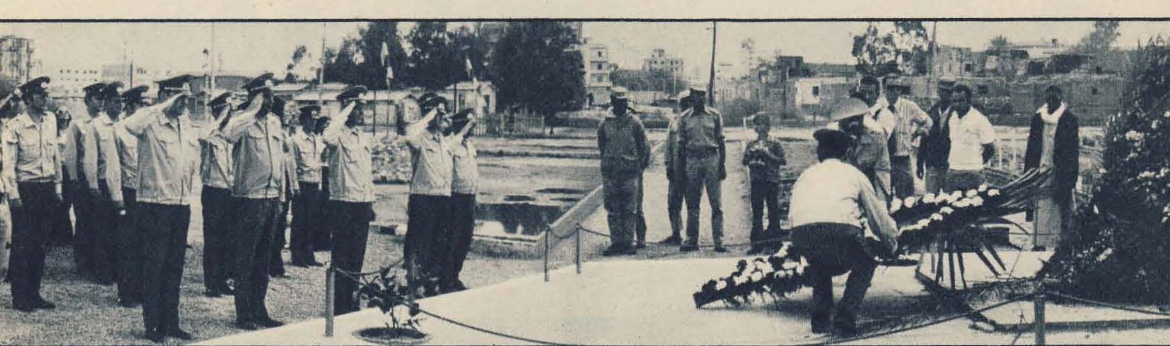
Das Besondere dieses jemenitischen Publikums: Wenn ihnen eine künstlerische Darstellung oder Aussage besonders gefällt, dann spenden sie wie wild Beifall und stimmen das vorhin erwähnte Kampflied an, bis eine weitere Szene ihre Aufmerksamkeit erneut gefangen nimmt.

Da – jetzt wieder. Neben mir, um mich her springen die Soldaten auf, pfeifen, rufen Zustimmung. Die Begeisterung hat einen neuen Höhepunkt erreicht: Unsere Tänzer schwingen beim Fahnentanz die Flaggen der VDRJ und der DDR. Hochrufe aus dem Publikum auf die DDR und Sprechchöre: „Frieden! „Freundschaft! Solidarität!" Auf deutsch!! Hier, tausende Kilometer von der Heimat entfernt am Arabischen Meer. So weit ist der Geist der X. Weltfestspiele in Berlin gedrungen. Das erfüllt uns alle mit Stolz auf unseren Staat.

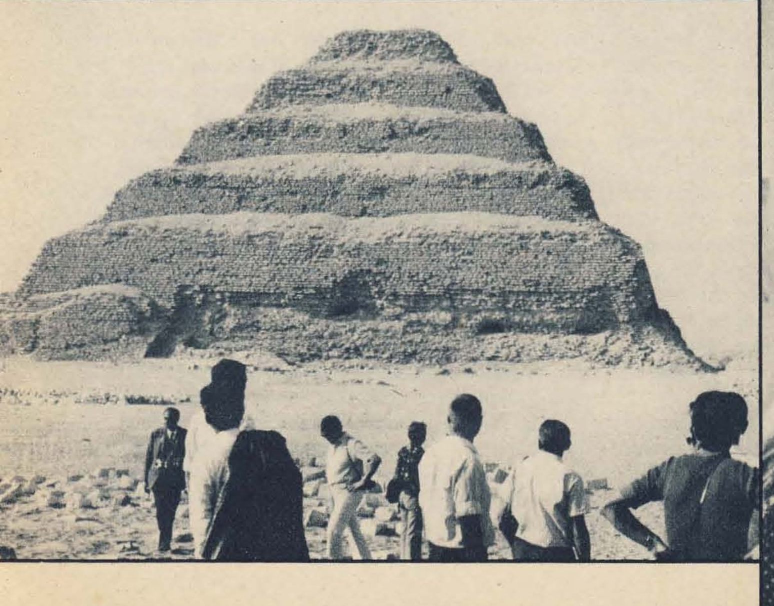
Der Schlußapplaus will kein Ende nehmen, und dann drängen viele zur Bühne und möchten ihren Freunden aus der DDR die Hände schütteln. Aber bei diesem Massenandrang liefe man Gefahr, daß die Umkleidezelte an den Seitenausgängen gestürmt werden. Deshalb muß die Militärpolizei abwehren, freundlich, aber konsequent. Unsere Genossinnen und Genossen können nur zurückwinken und auf arabisch „Schukran!" rufen, Dankeschön! Dankeschön für eure Begeisterung, für eure Freundschaft, für euer Vertrauen.

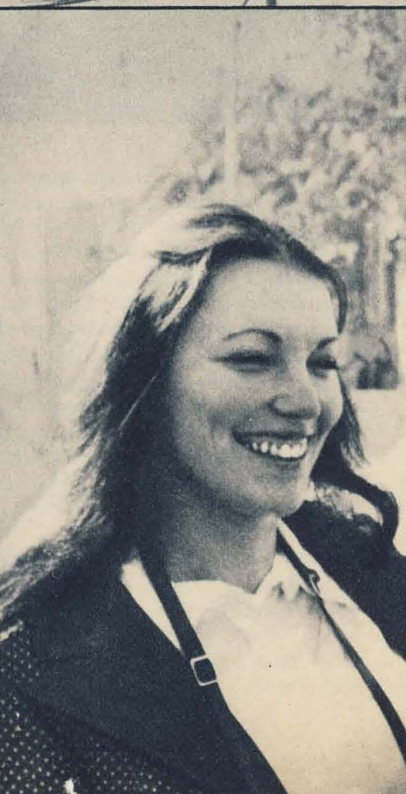
Szenen, wie die eben geschilderte, gab es in allen besuchten Ländern. Die Jugend von Hilla, der Hauptstadt des Gouvernorats Babylon im Irak und Partnerstadt von Suhl, in der syrischen Garnison in Sueida die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der 5. Division, die sich bei den Kämpfen an den Golanhöhen ausgezeichnet hatte, die Kämpfer der II. und III. Armee in Ismailia und Suez, die Offiziersschüler der algerischen Militärakademie in Cherchell – sie alle waren mit dem Herzen dabei.

Es sind Länder, die einen opferreichen antikolonialistischen Befreiungskampf führen mußten und die mehr oder weniger direkt der israelischen Aggression und

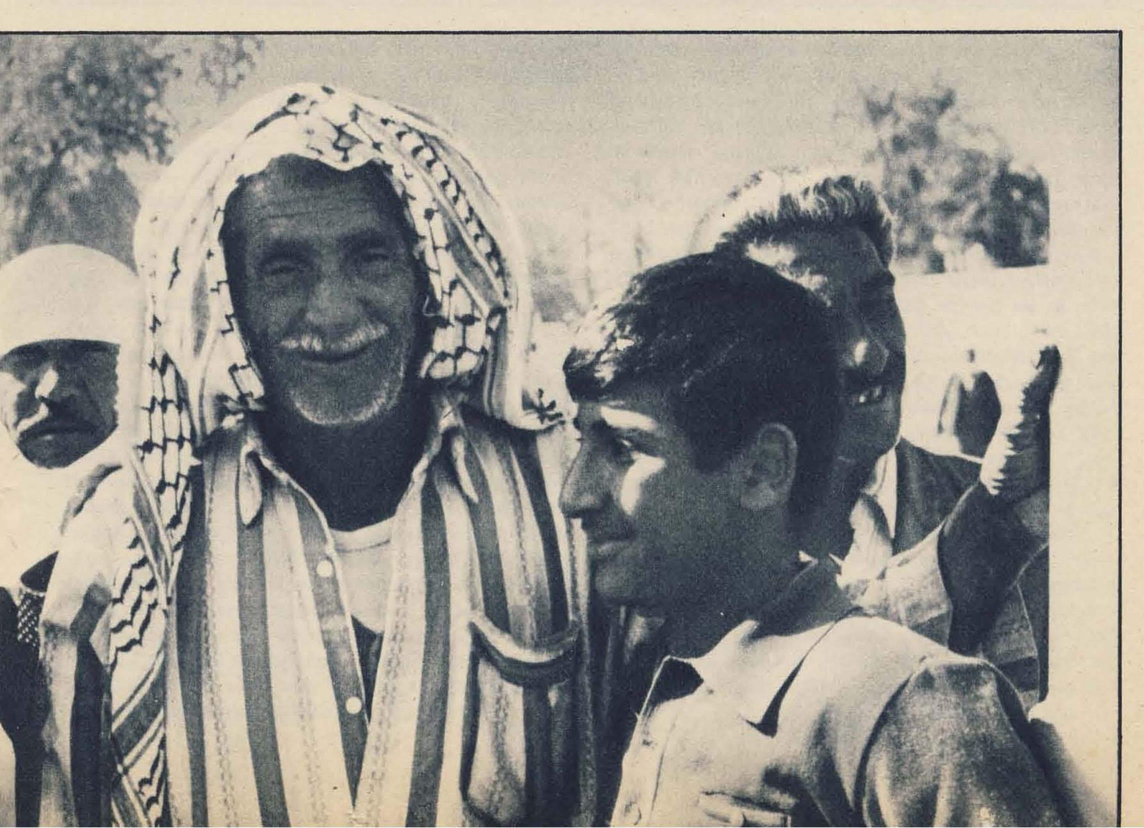


Die Mitglieder der Tourneegruppe besichtigten die Barlev-Linie auf Sinai und legten in Suez auf dem Ehrenfriedhof der im Kampf gegen die israelische Aggression Gefallenen einen Kranz nieder.

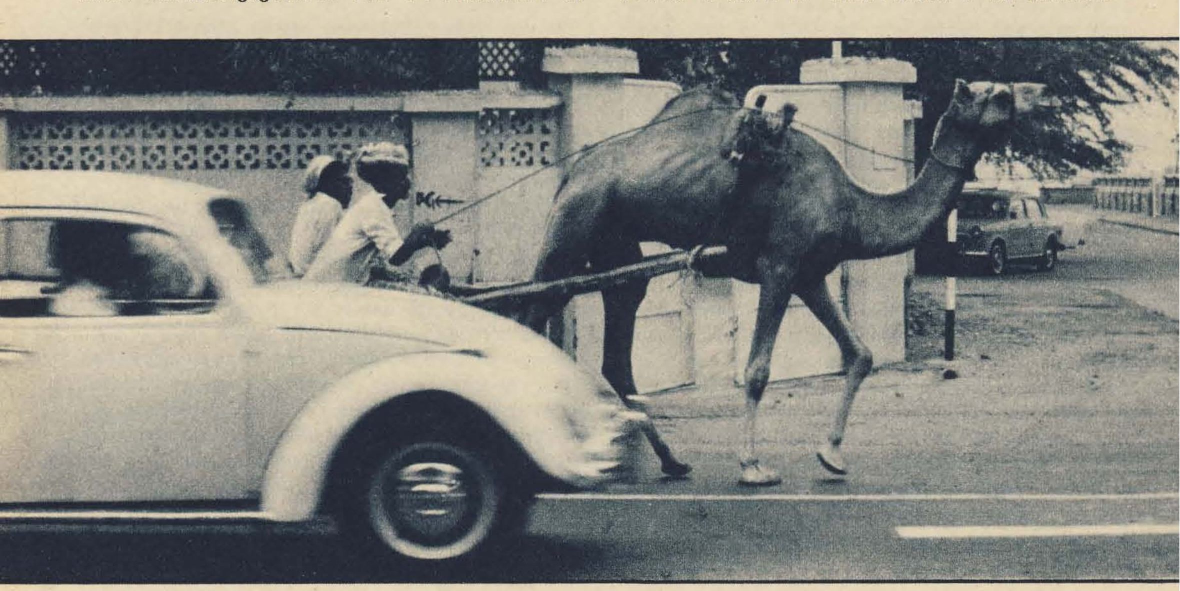




den zionistischen und imperialistischen Intrigen ausgesetzt waren und sind. Die Menschen dort sind natürlich besonders hellhörig und interessiert, wenn Kunst diese Problematik anspricht oder ihnen deutlich macht, daß sie in diesem Ringen Freunde haben, nicht allein sind, selbst eine notwendige und nicht zu missende wichtige Kraft sind, Teil des weltumspannenden Kampfes gegen den Imperialismus.
In einem Gespräch, das ich mit dem Chefredakteur der Syrischen Monatszeitschrift „Jaych-ach-Chaab" (Armee des Volkes), Jussuf Gomaa, hatte, drückte jener das so aus: „Mir hat das Programm großartig gefallen. Natürlich wissen wir nicht nur dadurch und nicht erst seit heute, wie die DDR zu uns steht. Aber wir haben skrupellose Feinde, und da ist es gut, immer wieder bestätigt zu finden, daß wir aufrichtige Freunde haben. Dafür, daß die Autoren und Künstler des EWE so gut verstehen, diese Überlegungen und Gefühle zu wecken, gebührt ihnen unser Dank."
Die Weinerts errangen auch einen echten Überraschungseffekt. Es gab in allen fünf Ländern immer wieder einige Besucher „vom Fach", Schauspieler, Kulturfunktionäre und Militärs, die uns ehrlich sagten, daß sie mit gemischten Gefühlen kamen, weil sie von einem Armee-Ensemble eigentlich nichts weiter erwartet hätten als Marschgesang und Blasmusik. Die einen waren erstaunt, die anderen befriedigt, wieder andere bestärkt in ihrer Ansicht, daß die Kunst als Waffe zur Propagierung und Durchsetzung fortschrittlicher Ideen dienen kann. Eine Erkenntnis, die dort in Theorie und Praxis noch umstritten ist. Bei den über 30000 Zuschauern, die das EWE erreichte, gab es – gemessen an der Zustimmung – darüber anscheinend schon kein Streitgespräch mehr.
Hier war bisher die Rede von Zuschauermassen und Begeisterung. In der Tat ist das ein unauslöschlicher Eindruck dieser Tournee. Und doch gab es auch zwei Auftrittsabende – einmal im Irak, das andere Mal in Algerien –, wo jeweils über ein Viertel der Sitzplätze im Saal leer blieben.
Es war am 11. März, dem 6. Tag des Irak-Aufenthalts. Um 19.00 Uhr sollte in der Al-Chaab-Halle in Bagdad die vierte Vorstellung der Weinerts beginnen, gleichzeitig die letzte vor der Weiterreise nach Syrien. Vom irakischen Veranstalter waren als Besucher die Offiziere und Angehörige der in Bagdad stationierten Armee-Einheiten angekündigt. Und die Weinerts freuten sich darauf. Die drei vorangegangenen Auftritte vor zivilem Publikum waren sehr erfolgreich gewesen, und nun wollten Soldaten vor Soldaten erst recht ihr Bestes geben.
In den arabischen Ländern wird es mit den Anfangszeiten nicht so genau genommen. Wegen der Hitze entfaltet sich das Leben erst spät gegen Abend. Veranstaltungen fangen gegen 21.00 Uhr an. Obzwar der März Frühlingsmonat ist, erreichten die Tagestemperaturen doch schon 25 bis 26 Grad. Die Vortage, wo es bereits um 20.00 Uhr losgehen sollte, hatten uns gezeigt, daß dem Iraker aus dieser Sommergewohnheit heraus das schon etwas zu zeitig war. Jedenfalls mußten wir stets eine halbe Stunde „Verspätung" in Kauf nehmen. Dann war es allerdings immer knackend voll. Vielleicht war an diesem 11. März der noch frühere Zeitpunkt speziell auf die pünktlichkeitsgewohnten Militärs zugeschnitten. Um 19.00 Uhr war der Saal auch halb voll, aber trotz des obligatorischen „arabischen Viertels" blieben im Zuschauerraum Lücken.
Unsere Tänzer, Sänger und Musiker, die hinter der Bühne fieberten, waren ehrlich betrübt. Dann aber



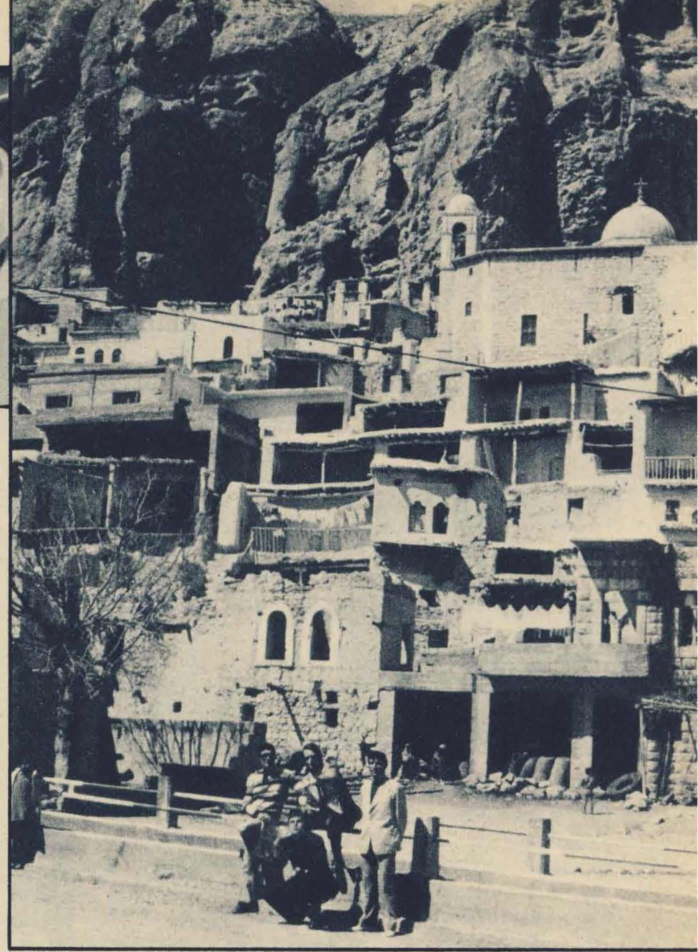
war der Gong nicht mehr hinauszuzögern. Der herzliche Beifall der Gäste entschädigte die nun schon brechend volle Häuser gewohnten Akteure. Sie waren voll da.
Wir wußten natürlich, daß der Abend dieses 11. März ein denkwürdiges politisches Ereignis in sich barg. Daß dessen Auswirkungen allerdings bis in die Al-Chaab-Halle reichte, wurde uns deutlicher erst nach der Vorstellung. Der irakische revolutionäre Kommandorat hatte am 11. März 1970 programmatisch die Ausarbeitung und Inkraftsetzung eines angemessenen Verfassungsgesetzes über die Autonomie für



den kurdischen Bevölkerungsteil im Norden Iraks für den 11. März 1974 verkündet. Seit langem war in bestimmten Gremien hinter verschlossenen Türen über Form und Inhalt diskutiert und gestritten worden. Unser Vorstellungsabend fiel nun just auf diesen so lange mit Spannung erwarteten 11. März 1974. Noch war bis zur Stunde nichts über den Ausgang der Verhandlungen bekannt. Jede Minute wartete das Land auf ein Kommuniqué. Ich konnte nach der Vorstellung mit einem Offizier diesbezüglich einige Worte wechseln. Er sei hierher gekommen, weil er gehört habe, daß das „Erich-Weinert-Ensemble" ein politisches, ein Solidaritätsprogramm spiele. Und er freue sich, daß so viele seiner Kameraden genauso gedacht hätten, denn es habe sich gelohnt. Doch sei es ihm sehr schwergefallen, sich vom Fernsehschirm und Radio loszureißen. Denn was sich heute an diesem 11. März in den Herzen und Hirnen der politisch engagierten Iraker abspiele, vermöge nur der Einheimische zu ermessen. Es sei ein brisantes Problem, und ich möge ihm verzeihen, wenn er sich selbst Zurückhaltung auferlege in der Kommentierung gewesener und künftiger Ereignisse. „Aber wir müssen da durch", sagte er, „wenn wir ein freier unabhängiger progressiver Staat werden und bleiben wollen. Und ich bin fest davon überzeugt, daß Sie uns dabei politisch und moralisch unterstützen."

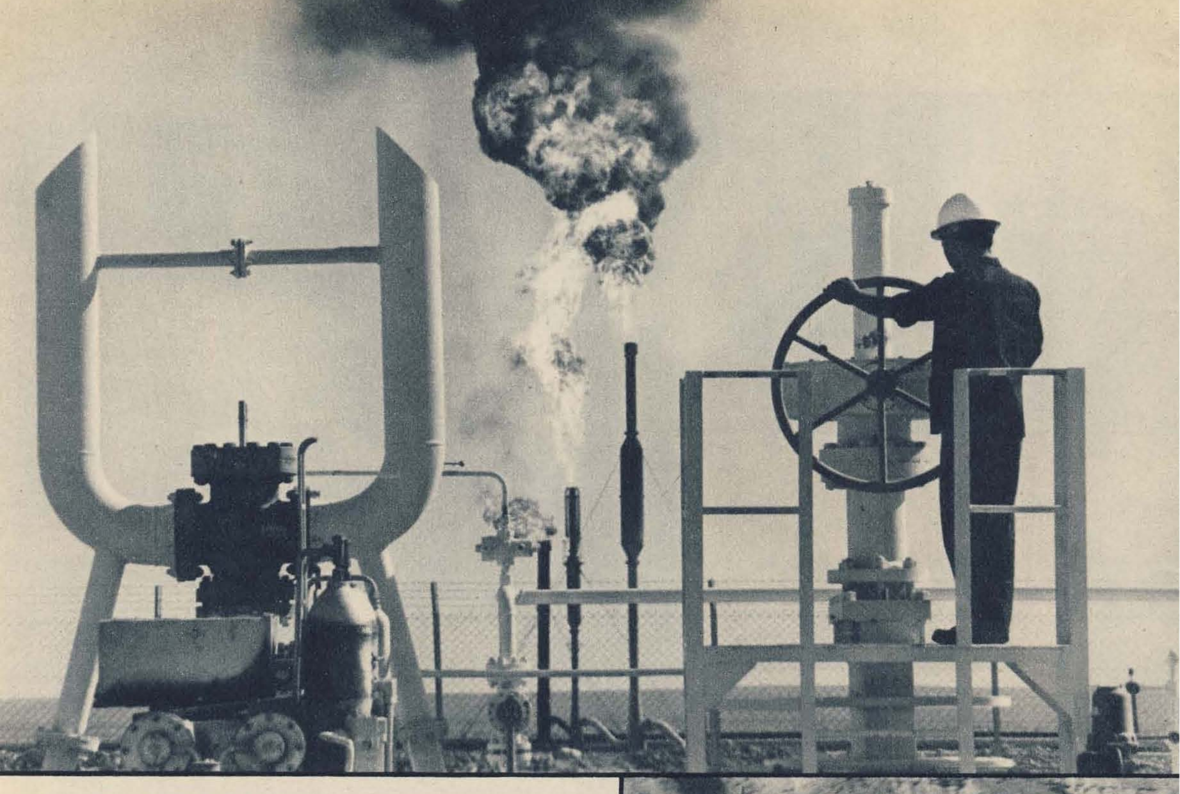
An diese Äußerung wurde ich erinnert, als wir längst wieder in der DDR waren und von Erinnerungen zehrten. 6 Wochen später, am 27. April, zitierte die „Berliner Zeitung" eine Meldung aus der „Prawda" vom Vortage: „Meldungen der ausländischen Presse zufolge haben in den nördlichen Gebieten Iraks bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Kurden und Regierungstruppen begonnen... Die Führung der Kurden hat sich geweigert, das von der irakischen Regierung im März dieses Jahres veröffentlichte Gesetz über die Autonomie der Kurden anzuerkennen, obwohl es den 2 Millionen Kurden in Irak demokratische und nationale und soziale Rechte innerhalb der irakischen Republik garantiert. Wie die eingehenden Meldungen bestätigen, hat die kurdische Führung einen solchen Beschluß nicht ohne Einmischung imperialistischer und anderer äußerer reaktionärer Kräfte gefaßt. Diese Kreise lieferten den kurdischen Extremisten Waffen und Munition und stellten beträchtliche finanzielle Mittel zur Verfügung."
Es war 22 Tage nach diesem 11. März, an einem Dienstag. Die Tournee ging ihrem Ende zu. Irak, Syrien, VDR Jemen, Ägypten lagen hinter uns. Der 2. Tag in Algerien. Die Tourneegruppe war erst gegen 2.00 Uhr morgens von ihrem ersten Auftritt aus Cherchell in ihre Quartiere im Badeort Zeralda zurückgekehrt. In Hochstimmung. 700 Offiziersschüler und Offiziershörer der dortigen Militärakademie, an ihrer Spitze das Mitglied des Revolutionsrates und Kommandeur der Akademie, Oberst Yahaoui, hatten ihnen einen herzlichen Empfang bereitet. Oberst Yahaoui war nach dem Auftritt selbst ans Mikrofon gegangen und hatte den Besuch des NVA-Ensembles als Ausdruck der traditionellen guten Beziehungen zwischen beiden Staaten und als Beitrag zur Festigung der Verbundenheit zwischen beiden Armeen bezeichnet. Einige Stunden Schlaf – dann waren die Genossinnen und Genossen wieder fit. Die helle Sonne und das Rauschen des Mittelmeeres ließen keinen lange im Bett.





Zwei Epochen begegnen sich. Alltäglich in Aden.
Ein herzliches Dankeschön für die fleißigen irakischen LKW-Fahrer. Die Requisiten waren stets pünktlich und unbeschädigt zur Stelle.
Ausflugsziel in Syrien: Maaloula – malerische Ortschaft und 1 400 Jahre altes orthodoxes Kloster Sednaja.

Gegen 16.00 Uhr saß die ganze muntere Gesellschaft bereits wieder im Bus nach Tizi Ouzou, der Bezirkshauptstadt in der großen Kabylei, etwa dreieinhalb Fahrstunden von Algier entfernt. Kurz vor der Abfahrt war gemunkelt worden, daß vor wenigen Tagen schwere Unwetter diesen Landesteil heimgesucht hätten und es noch nicht ganz sicher sei, ob man heute Abend überhaupt spielen könne. Aber auf dem Weg dorthin war von den hohen Überschwemmungen gottlob nichts mehr zu sehen. Nur eine Brücke, über die wir fuhren, war voller Schlick und Schlamm. Das Wasser aber rauschte zwei Meter tiefer darunter hinweg. Wir machten uns zwar unseren Vers darauf, aber erst später erfuhren wir, daß in der Tat noch 10 Stunden vorher das Hochwasser diese Brücke überflutet hatte.
In Tizi Ouzou, einem herrlich auf ansteigendem Gelände gelegenen Städtchen mit vielen funkelnagelneuen Wohnhochhäusern, gab es erst einmal einen herzhaften Imbiß. Aber es kam seitens der Gastgeber nicht eine so fröhliche Stimmung auf, wie wir sie sonst überall gewohnt waren. Schließlich kam es zur Sprache: Das Unwetter hatte wirklich grausam gewütet. Die von den nahen Gebirgen reißend herabstürzenden Fluten waren in besiedeltes Gebiet gebrochen. Die Zahl der Todesopfer war beträchtlich. Elektrischen Strom gab es in der Stadt gerade erst wieder seit 16.00 Uhr. Wasser war aus einleuchtenden Gründen noch gesperrt. Unser Betreuer entschuldigte sich vielmals: Der Bürgermeister, die Funktionäre der örtlichen Verwaltung und des politischen Lebens hätten es sich zur Ehre angerechnet, uns persönlich zu begrüßen, aber sie seien seit Tagen pausenlos im Einsatz.
Was nun? Angesichts dieser Katastrophe und der Trauer um die Opfer spielen? Unsere Gastgeber hoben die Schultern: „Sie sind weither in unser Land gekommen. Sie haben jetzt, um hier aufzutreten, über vier Stunden im Bus gesessen. Sie sind unsere lieben Gäste. Also, wir haben die Vorstellung nicht offiziell abgesagt, aber – da wir selbst im Ungewissen waren, ob Sie es überhaupt bis hierher schaffen – auch nicht noch einmal propagiert. Wir wissen nicht, wie viele kommen werden. Und können Sie denn überhaupt auftreten? Die Damen ohne Wasser zum Waschen – ist das nicht eine Zumutung. . .?"
Klar, die Menschen hatten andere Sorgen. Kurz, wir spielten. Unsere Genossinnen und Genossen nahmen sich vor: Wie wenig Bürger auch kommen, die Anwesenden durften nicht enttäuscht werden! Im Gegenteil, man mußte es ihnen hoch anrechnen. 20.30 Uhr begann die Vorstellung. Der Saal war doch halbvoll, und unsere Künstler wurden schon beim Eintritt mit Herzlichkeit empfangen. Sie waren be-



drückt, jawohl, aber sie sangen, tanzten...
Ob sie es auf der Bühne merkten, daß sich die Eingangsflügeltüren ständig sacht öffneten und wieder schlossen, daß laufend neue Besucher hineinhuschten, sich einen Augenblick im Dunkeln orientierten und dann leise und vorsichtig hinsetzten? Gegen 21.00 Uhr waren einige der bisher leeren hinteren Sitzreihen besetzt. Und immer noch klappten die Türen, und wieder und wieder Neuankömmlinge. Kurz und gut: Der stürmische, in Ovationen übergehende Schlußbeifall kam aus einem zu drei Viertel gefüllten Saal. Von Mund zu Mund hatte es sich herumgeprochen: Die DDR-Kameraden spielen doch! Und die Jugend, die aus verschiedenen Gründen dort politisch sehr bewußt ist, die Schüler, die Studenten – sie nahmen die für sie schon abgeschriebene Gelegenheit noch wahr. Sie wollten die Comrades aus der RDA erleben. Was tat's, ob man zu spät kam? Uns haben diese zwei Begebenheiten sehr bewegt.
So oder so verweisen diese Beispiele auf die politischen und ökonomischen Probleme der Länder, auf den ernsten Hintergrund, vor dem das Gastspiel des NVA-Ensembles ablief. Wir hörten bis Damaskus das Grollen, wenn der israelische Aggressor wieder eine Kanonade eröffnete. Wir sahen die riesigen Flächen brachliegender Felder im Gebiet der Golanhöhen. Wir besuchten das zerstörte Suez, das menschenleere Ismailia. Es war bestürzend, ist bedrückend. Es erinnert immer wieder eindringlich daran, daß diese Völker auch künftig unsere Solidarität brauchen. Der Imperialismus ändert zeitweilig seine Taktik. Er versucht, Teile der Bourgeoisie dieser Länder zu bestechen und auf seiner Seite zu halten. Die Völker lassen sich letztlich nicht täuschen. Für sie zählt, wenn sich für sie das Leben zum Guten ändert. Wenn Fabriken gebaut werden, deren Produkte ihre Lebensbedürfnisse befriedigen. Wenn der Boden so aufgeteilt und bearbeitet wird, daß sie immer genug Nahrung haben und billig. Tatsächlich geht die Sehnsucht der Massen und dadurch auch der Kampf der progressiven Regierungen und Parteien dieser Länder in diese Richtung.
Das geht auch nicht ohne Reibungen in den Ländern selbst ab. Eine Episode erscheint hierfür typisch.
In Mukalla war es, der zweitgrößten Hafenstadt der VDRJ und Hauptstadt des 5. Gouvernorats am Arabischen Meer bzw. am Indischen Ozean. 500 km von Aden entfernt. Mit einer An-24 waren 90 Kisten und ein Teil der Tourneegruppe, 28 Mann, dorthin geflogen. Die anderen mußten aus „Platzgründen" zurückbleiben.
An diesem 22. März, einem Freitag, der in Arabien der Sonntag ist, absolvierte die „Estraden-Abordnung" an einem Tag zwei Vorstellungen hintereinander. Am späten Nachmittag nur für Frauen. Abends

nur vor den Männern. So streng sind dort noch die Bräuche!
So saßen im Kino „14. Oktober" an tausend tiefschwarz verschleierte Frauen. Beim Verlöschen der Saalbeleuchtung schoben sie ihre Gesichtsverhüllung beiseite und folgten mit sehr viel Vergnügen, Interesse und Enthusiasmus den Darbietungen. Und nun das Kuriose: Auf der ersten Reihe zwei Frauen, ebenfalls gekleidet wie ihre Nachbarinnen, die klatschten besonders engagiert. Als die Vorstellung zu Ende war und alle Frauen den Saal verließen, der sich jetzt mit den Männern füllte, saßen diese Frauen immer noch da. Sie behaupteten ihren Platz gegen alle höflichen, energischen, ärgerlichen, ernsthaften und handfesten Versuche einiger Männer, sie von dort weg und hinaus zu komplimentieren. Doch jene klammerten sich am Gestühl fest. Sie verteidigten wortstark ihre staatlich verbriefte Gleichberechtigung gegen althergebrachte rückständige Ansichten und Auffassungen ihrer männlichen Umgebung. Die Miliz erschien – Milizionärinnen! Eigentlich wollten sie zuerst das kleinere Übel wählen und die „Unruhestifterinnen" an die Luft setzen. Diese argumentierten auch hier selbstbewußt und kämpferisch. Schließlich schlugen sich die Milizionärinnen als Organe der progressiven Staatsmacht auf die Seite ihrer progressiven Geschlechtsgenossinnen. Sie bestätigten jene in ihrem Recht und verließen selbst hocherhobenen Hauptes den Saal mit den nunmehr nur noch aus Jux pfeifenden und johlenden 3000 Männern. Unsere „Heldinnen" blieben. In dieser Vorstellung haben sie wieder begeistert geklatscht wie übrigens auch die Männer. Auf solchen Optimismus und solche Unbeugsamkeit, wie sie diese Frauen für den Fortschritt gezeigt haben, trafen wir auf unserer großen Reise unzählige Male. Aus der Überlieferung uralter Kulturen, aus arabischer Tradition, modernen Erkenntnissen, gesellschaftlicher Dynamik und sozialer Verantwortung soll sich ein besseres Leben entwickeln.
Der Besuch der Gruppe des EWE hat bekräftigt, daß man dabei auf uns zählen kann. „Auf Reise zu Freunden" ist mehr als ein vergänglicher Programmtitel. Es ist ein Programm unserer Völker für Gegenwart und Zukunft.



Algerien feierte am 5. Juli dieses Jahres den 12. Jahrestag seiner Unabhängigkeit. Im Prozeß des nichtkapitalistischen Entwicklungsweges wurden die Erdgas- und Erdölvorkommen nationalisiert. Zum Schutz der Errungenschaften je nach Bedarf moderne Bewaffnung oder Kamelreiter.

Eingang zu den ausgegrabenen Ruinen des alten Babylon 25 km südlich von Bagdad: Das Ischtar-Tor (das Original steht im Berliner Pergamon-Museum).





Gerd UND Gerda

BRIEFE

Gerd ist unter den ersten, die den langen Flur der Kompanie betreten. Neben dem Tisch des Diensthabenden steht Hauptfeldwebel Krüger. Auf dem linken Unterarm, den er an den Oberkörper drückt, steht ein hoher Stoß Briefe. An sie hat in den letzten Stunden keiner der Soldaten gedacht. Aber jetzt, als sie Krüger sehen, kommt es auch Gerd so vor, als hätte er ununterbrochen an sie gedacht, als hätte nur die Vorfreude auf Post von Gerda ihn die letzten Strapazen der Übung durchhalten lassen.
Die Erschöpfung scheint plötzlich von ihnen abzufallen, die müden, verstaubten Gesichter erhellen sich. Eine seltsame, gute und unerwartete Verwandlung. Die Soldaten umringen ihren Hauptfeldwebel, der es sich, wenn er nicht gerade Urlaub hat oder aus anderen Gründen abwesend ist, nie nehmen läßt, ihnen die Briefe persönlich in die hochgestreckten Hände zu geben. Krüger will die Freude erleben, die die Briefe auslösen. Als Hauptfeldwebel hat er den Soldaten täglich viele Aufgaben und Dienste abzufordern, die nicht immer angenehm, aber der Ordnung halber nötig sind, die manchmal zu beiderseitiger Verärgerung führen und nur durch Strenge durchzusetzen sind. Darum will Krüger, wenn auch nur als Bote, mit einer der wichtigsten Freuden der Soldaten zu tun haben.
Die Soldaten finden es gut, daß Krüger die Post während ihrer Abwesenheit nicht auf die Betten wirft, sondern ihnen lächelnd überreicht, dabei jedem auch ein gutes Wort mitgibt, seine ganze Strenge verliert und das drängelnde, unsoldatische Durcheinander um ihn duldet.
Gerd geht mit zwei Briefen weg. Geht zur Waffenkammer und gibt seine Maschinenpistole ab. Schon unterwegs versucht er, das Datum auf den Poststempeln zu erkennen, um die Briefe in richtiger Reihenfolge zu lesen. Ohne noch etwas anderes zu tun, setzt er sich auf seinen Hocker, lehnt sich gegen den eisernen Bettpfosten und reißt den ersten Brief auf. Dasselbe tun nach ihm viele andere Mitbewohner des Zimmers, von denen sich keiner mehr scheut, seine Briefe in Gegenwart anderer zu öffnen und zu lesen. Sie haben sich daran gewöhnt. Sie befinden sich während des Lesens außerhalb, meist dort, wo der Brief geschrieben wurde.
Gerd hört Gerdas Stimme. Wie immer spricht sie eilig und beendet einen Satz erst, wenn sie Luft holen muß. Nur eine Veränderung gibt es. Sie flüstert. Immer, wenn Gerd einen Brief von ihr liest und andere im Zimmer sind, flüstert sie.
Und er sieht ihr Zimmer. Sieht sie am Tisch sitzen. Den Ellenbogen auf dem Schreibpapier, die Stirn in die Hand gestützt, und die Finger drehen in den Haaren herum. Genau so flink und pausenlos fast, wie die rechte Hand schreibt.
Daß sie allein zur Diskothek war, das heißt nicht ganz allein, sondern mit Sonny, und getanzt hat jede Tour, und Erdbeerwein gab es, vorjährigen aus Werder, und ein neuer Diskjockey ist im „Phillip", der mit Rätseln kommt und lustige Verse weiß und Tanzspiele und glatt das Band stoppt, wenn welche verrückt spielen, und erst weitermacht, wenn die raus sind. Dufte.
Er sieht sie so deutlich sitzen, daß er meint, sie müßte sich im nächsten Augenblick umdrehen und aufhören mit ihrem „Phillip"-Bericht. Der ihn überhaupt nicht interessiert. Der ihn ärgert. Weil sie mit dieser Sonny da war. Und getanzt hat jede Tour. Und anderen näher war als ihm. Anderen. Irgendwelchen. Die hat sie angelacht. Hat sie angefaßt. Angestoßen hat sie mit ihnen. Erdbeerwein, vorjähriger! Der steigt in den Kopf, verdammt. Und sie hat andere angesehen dabei. Übern Glasrand hinweg. Mit ihren hellen großen Augen. Die dauernd etwas Neues entdecken. Für andere, irgendwelche. Die zufällig mit ihr tanzen.



Kein Wort in dem ganzen Brief von Enttäuschung. Oder wenigstens ein bißchen Traurigkeit. Als ob es ihr nichts ausmacht, daß er nicht gekommen ist.
Auf einmal lacht einer. Laut. Reißt alle Lesenden in die Soldatenstube zurück. Meinicke, einer von denen, die nie schreiben und nie Post erhalten. Lacht und sagt zu Wellner, der mit ihm ins Zimmer gekommen ist: „Wenn ich die so lesen sehe, Bernhard, denk' ich immer an die Kirche. Das ist wie Religion. Da wird ihnen was erzählt, was gar nicht war, was sie jedenfalls gar nicht miterlebt haben. Das wird ihnen so erzählt, daß sie's glauben. Und sie glauben's, weil sie's glauben wollen. Daß die Mädchen ihnen treu sind, daß sie das Wochenende mit den Eltern und den lieben Geschwistern auf dem Balkon verlebten. Und so weiter. Religion, eine wahre Religion, sag' ich dir."
Keiner kann sich mehr auf seinen Brief konzentrieren. Denn die Stimme von Meinicke predigt aufdringlich. Und Wellner nickt amüsiert. Denn er hat heute wieder keinen Brief. Das erträgt er auf Meinickes Seite wahrscheinlich leichter, denkt Gerd. Und öffnet seinen zweiten Brief noch nicht. Meinicke nämlich begnügt sich mit seinen Predigten nicht. Regelmäßig folgen ihnen Witze. Manchmal auch Sauereien. Die man hinnimmt. Oder nicht. Heute ärgert Gerd sich über sie, bevor er sie überhaupt gehört hat.
Wenn Meinicke beim Thema eins ist, läßt er sich nicht bremsen. Was einer nicht hat oder nicht kann, davon redet er am meisten. Tut so, als hätte er's erfunden. So ist Meinicke. Und er hat's auf Kubus besonders abgesehen. Keiner weiß genau, warum. Vielleicht, weil Kubus auf ihn nicht reagiert. Auch heute nicht. Da wendet er sich von ihm ab. Und sucht sich ein anderes Opfer. Gerd sieht das Gesicht Meinickes auf sich zukommen. In dem Gesicht ist alles lang und schmal. Wie eilig mit dünnen Strichen gezogen. Für sein Gesicht kann einer nicht. Vielleicht kann Meinicke auch für das andere nicht. Wer weiß, woher das rührt, daß er so ist. Und jetzt macht er sich eine Schutzhülle daraus. Aber Gerd kann auch nichts dafür, daß Meinicke ihn aufbringt. Heute besonders. Auch Meinickes Stimme ist schmal. Wie etwas Spitzes dringt sie in ihn ein. „Na? Was macht sie? Wie kann heutzutage jemand Gerda heißen. Gerda, das klingt nach Zopf und Strickstrumpf. Gerda! Pfach! Würde ich umbenennen. Na, Gerd, wartet sie noch, oder hat sie sich inzwischen anderweitig beholfen? Machst so ein Gesicht..."
Gerd springt vom Hocker auf. Gleichzeitig mit beiden Händen greift er in Meinickes Kragen, hebt den Soldaten aus. Und wundert sich, wie leicht der ist. Und sagt in das rot werdende endlich stumme Gesicht: „Halt dein ungewaschenes Maul, sag ich dir. Halt's! Sonst..." Er stößt ihn von sich weg. Meinicke reckt den Hals aus dem Kragen, schüttelt sich und sagt: „Idiot! Hast wohl schlechte Nachricht gekriegt!"
„Meinicke", sagt Kubus ruhig und freundlich, ehe ein anderer reagieren kann, „besser eine schlechte Nachricht als gar keine."
Alle schweigen. Auch Meinicke. Alle sehen ihn an. Gerd meint, ein Nicken entdeckt zu haben. Den Ansatz zu einem Nicken. Das viel mehr ein Blick war als eine Bewegung. Und dann sagt Meinicke nachdenklich, und wie zu sich selber: „Da ist was dran."
Und auf einmal ärgert sich Gerd über seinen Ärger, der mit Meinicke eigentlich gar nichts zu tun hat. Sondern mit dem Brief. Und auch nicht mit dem Brief. Sondern mit der Übung. Die mit dem Alarm begann. Und der Urlaub fiel aus.
„Aber", ruft Meinicke allen zu und ist wieder der, den sie kennen, „wer keine Post kriegt, braucht auch nicht zu schreiben. Der wird auch nicht rot vor Ärger und nicht handgreiflich. Und andermal ist er nicht aus dem Häuschen vor Freude, wie 'n Kind über's Weihnachtsgeschenk."
„Eben", bemerkt Kubus, „eben."
„Die machen doch mit euch, was sie wollen, die Weiber."
Er geht an seinen Spind. Zwei andere verlassen mit ihren Briefen das Zimmer.
„Ich", wendet sich Meinicke noch einmal an alle, „laß mich mit Mädchen erst ein, wenn bei uns die Mehrehe zugelassen wird. Dann lohnt sich's."
Gerd öffnet den zweiten Brief von Gerda. Den hätte er zuerst lesen sollen. Alles, was ihm am ersten Brief fehlte, hat der zweite. Gerdas Wärme. Ihre Traurigkeit. Die Sehnsucht nach seiner Nähe, nach einer Wiese, und daß er sie anfaßt überall und küßt überall, und sie friert davon, jeu!
Das alles schreibt sie klar und gut und einfach. Wie sie darüber miteinander reden. Wie sie es tun. Alles ist so gut und von der geheimnisvollen Einfachheit ihres Liedes ‚Dat du min Levsten büst'. Es ist gut, daß er die Briefe in der richtigen Reihenfolge gelesen hat. Ärger und Unruhe und Eifersucht, die der erste Brief in ihm lösten, hat der zweite ausgelöscht. Andernfalls wären Reste geblieben in Gerd.
Er liest den Brief noch einmal. Er spürt die Kraft, die ihn durchstößt, wenn er die Tür zu Gerdas Zimmer abschließt. Und sie sich auszieht vor ihm. Und ihn erwartet.
‚Dat du min Levsten büst.'
Er steht auf von seinem Hocker und geht aus dem Zimmer. Vieles ist noch zu tun nach der Rückkehr von einer Übung. Das beginnt beim Waffenreinigen und hört beim Duschen auf. Und heute beim Schreiben.

Oberstleutnant Walter Flegel



BILDKUNST 1974

Willi Sitte: „Schwimmer", Öl

Willi Sitte, einer der bedeutendsten Maler unserer Republik, bekannt in vielen Ländern durch seine großen Gemälde über den antifaschistischen Kampf und die revolutionären Aktionen der deutschen und internationalen Arbeiterklasse, hat vor zwei Jahren das Gemälde eines Schwimmers geschaffen.
Es ist kein eigentliches Sportbild, obwohl er dafür den Kunstpreis des Deutschen Turn- und Sportbundes erhalten hat. Man kann auch nicht sagen, es wäre etwa einer Urlaubslaune des letzten Seeaufenthalts entsprungen. In Willi Sittes Gemälden ist immer ein tieferer Sinn verborgen, ein Sinn, der sich in seinem persönlichen Lebensweg mehr und mehr ausbildete und ihn zu dem hochgeachteten Künstler werden ließ. Alle Kunst in seiner Hand ist Teil einer großen Auffassung vom schöpferischen Menschen.
Sitte, anfänglich an marxistischen Bildungseinrichtungen ausgebildet, lief während der letzten Monate des zweiten Weltkrieges, den er in Italien als faschistischer Soldat erlebte, zu den italienischen Partisanen über. Diese bewußte politische Entscheidung setzte sein großes Engagement für Humanität und Friedenskampf vollends frei. Er lernte in Italien die großen antifaschistischen Künstler kennen: Guttuso, Zigaina, Mucchi. Angesichts ihrer Werke begriff er, daß die Malerei eine Waffe gegen Faschismus und Krieg, enorme geistige Hilfe für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft darstellen kann. Als er aus Italien in den von der Sowjetunion befreiten Teil Deutschlands zurückkehrte, setzte er sich bedingungslos für den sozialistischen Aufbau ein. Große, heute in vielen Museen ausgestellte Werke sind seither entstanden: das mehrteilige Gemälde über Lidice, ein Tafelbild vom Rettungseinsatz sowjetischer Soldaten bei einer Hochwasserkatastrophe, das bewegende Werk von der Schlacht bei Stalingrad, das Auftragswerk der Leuna-Werke über die revolutionären Kämpfe 1921, das Thema wiederholte er 1969 als Hohelied der schöpferischen Arbeiterklasse. Viele weitere lebensbejahende Werke von sozialistischen Menschen voller Leidenschaft und Kraft entstanden bis heute, u. a. das Gemälde „Freunde". Kraft, Widerstand zu überwinden, bewußt leben und freudig tätig sein, das sind die Eigenschaften der sozialistischen Staatsbürger, die uns Sitte in seinen Werken in der Sprache der Bilder vermitteln will.
Der Schwimmer ist ein sehr überzeugendes Beispiel dafür. Die Besucher der 7. Kunstausstellung haben das Gemälde auch deshalb sehr geschätzt. Aus ungewohnter Beobachterstellung, nämlich unter Wasser, sehen wir den Schwimmer sich kraftvoll durch das Wasser pflügen. Gleißend helle Flecke wechseln mit dunklen schattenhaften Gebilden. Meergrüne, bläuliche, rötliche Tönung mit großem Pinsel hineingestrichen, lassen eine Zauberwelt der Wasserflora erstehen. Aber nicht darauf lenkt er unseren Blick direkt. Wir nehmen es so nebenher mit wahr. Uns beeindruckt am meisten der Schwimmer selbst. Er ist nicht eleganter Wassergleiter, dessen Bewegungsrhythmus uns zu Schönheitsausbrüchen verleitet, sondern er ist ein Willensmensch, der große Freude daran hat, seine Kraft mit den Gewalten der Natur zu messen. Seine Muskelbewegung ist daher das Auffallende. Er ist ein Siegenwollender, ein Überwinder der Schwäche und Bezwinger des Schweren.

Günter Meier, Diplom-Kunsthistoriker







Drohend steht noch der Rauchpilz über dem Gefechtsfeld. Die Lichtstrahlung des Kernwaffenschlages hat das Gehölz entflammt. Qualmwolken wälzen sich über die Fläche. In das Chaos hinein fahren Bergungstrupps der chemischen Dienste mit Kranwagen, Tiefladern und Sankras, um zu bergen, was noch zu retten ist...

Es ist kein echter Atomschlag, sondern eine Imitation. Imitiert sind auch die Brände; sie wurden mit Vorbedacht in Brachland gelegt. Vorgetäuscht sind die Verluste und Schäden an Menschen und Material. Inszeniert wurde dieses Chaos, um den für die Wiederherstellung der Gefechtsbereitschaft nach einem Kernwaffenschlag verantwortlichen Kräften eine ihre technischen, physischen als auch psychischen Fähigkeiten trainierende Situation zu schaffen. Noch konnte der imperialistische Klassengegner nicht zur grundsätzlichen Ächtung der Kernwaffe gezwungen werden. Sollte er in einem für ihn kritischen Moment zur Durchsetzung seiner Ziele, wofür er bekanntlich immer über Leichen ging, nach dieser Waffe greifen, wird es keine Imitation sein. Nehmen wir die hier in den Fotos nur annähernd dargestellten Folgen eines Kernwaffenschlages zum Anlaß für einige Überlegungen. Gibt es gegen Kernwaffen einen absoluten Schutz? Genau so wenig wie gegen jede andere moderne Waffe; es sei denn, man verbietet sie.





WAFFEN
Auf den Plätzen der Spezialbehandlung werden Waffen, Geräte und Bekleidung von radioaktivem Befall befreit.



EISENBAHN
Von der Wirkung des Kernwaffenschlages ist auch ein Militärtransport betroffen. Transportable und leicht montierbare Anlagen ermöglichen die Spezialbehandlung ganzer Eisenbahnzüge.

Ist man deshalb gegen Massenvernichtungsmittel schutzlos? Nur dann, wenn man ihnen, wie es bei jeder Seuche ist, die die Menschheit befallen hat, leichtfertig und willenlos gegenübertritt.

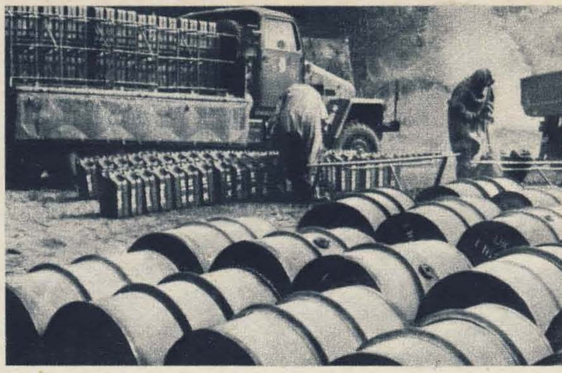
Für den Soldaten auf dem Gefechtsfeld ist das sicherste Gegenmittel eine straffe militärische Disziplin und Ordnung, das Beherrschen der persönlichen Schutznorm und die Fähigkeit, die gegebenen Schutzmittel voll auszunutzen. Hier einige Beispiele, die diese These belegen. Der Hauptvernichtungsfaktor einer Kernwaffendetonation ist die Druckwelle. Auf sie fallen 40–60% der freiwerdenden Energie. Bei einer Detonation von 20 kt hat die Druckwelle noch einen Kilometer vom Nullpunkt entfernt die Kraft von sieben Tonnen. Ein stehender Soldat würde weit weggeschleudert werden, einen liegenden trifft dagegen nur noch die Hälfte der Wucht; innerhalb von Deckungen (Gräben) sind Verletzungen durch die Druckwelle um 50% ausgeschlossen. Auf die Licht-





MENSCHEN
Im medizinischen Bereich werden die Geschädigten je nach Art der Verletzung versorgt und unter Umständen sofort operiert. Die Weiterleitung komplizierter Fälle in die Lazarette übernehmen Hubschrauber.





LAGER
Größte Sorgfalt ist bei der Entaktivierung von befallenen Versorgungsgütern zu üben. Bei ihrer Verteilung an die Einheiten könnten radioaktive Elemente verschleppt werden.
An der Beseitigung der Folgen eines Kernwaffenschlages sind Spezialeinheiten, Werkstätten und Dienste beteiligt.

strahlung entfallen in der Regel 30–40% der Energie. Neben einer starken Blendwirkung läßt sie alles brennbare Material in der Umgebung entflammen. Lichtstrahlung breitet sich gradlinig aus, und alle Hindernisse, die Schatten erzeugen können, bieten ausreichend Schutz. Solche Hindernisse sind frühzeitig im Bereich des eigenen Standortes auszumachen und möglichst in den eigenen Stellungsbereich einzubeziehen.

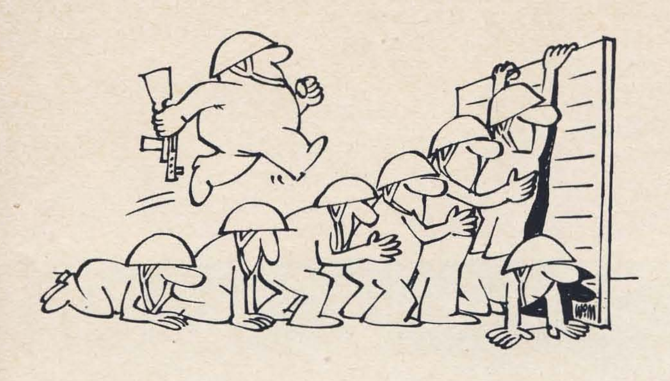
Wenn auch auf die Kernstrahlung nur 15% der freiwerdenden Energie entfallen, so dauert ihre Wirkung Stunden und Tage an. Grundsätzlich ist die Wirkung der Kernstrahlung größer, wenn sie auf entblößte Körperteile trifft. Gute Deckung ist hier ebenfalls das halbe Leben. Verläuft ein Graben im Winkel von 45–90 Grad zum Detonationspunkt, verringert sich im Vergleich zur Strahlungsdosis auf der Erdoberfläche schon in Höhe des Grabenrandes die Dosis um etwa 50%, ein Meter über der Grabensohle um etwa 70% und 30 cm über der Grabensohle gar um 95%. Erzeugt die Dosis von 200 r auf der Erdoberfläche bei einmaliger Aufnahme noch eine schwere Strahlungskrankheit, so sind die Folgen von kaum 25 bis 20 r auf der Grabensohle bei einmaliger Aufnahme nicht der Rede wert. Rechtzeitig angelegte Schutzbekleidung schützt vollständig. Bekanntlich führen große Anstrengungen zu Gewichtsverlust und Veränderungen in der Körpergestalt. Deshalb sind ständig Masken und andere Mittel auf festen Sitz an Gesicht und Körper zu prüfen. Fremde Gegenstände gehören nicht in die Schutzmaskentasche (Waffenreinigungsgerät-Öl greift Gummi an). Auch die oft belächelte pedantische Ordnung beim Verpacken der Schutzmaske garantiert Leben und Gesundheit. Ein verdrehter Atemschlauch verlangt das Absetzen der Maske, und eine Vergiftung ist die Folge. Zuletzt sei erwähnt, daß der Gegner bei Verlustberechnungen für eine undisziplinierte Truppe, beispielsweise durch nicht schnelles Abgeben des Warnsignals, 15–20% mehr an Ausfällen veranschlagt. Es wurde schon eingangs gesagt, noch so überlegt und schnell handelnde Bergungstrupps können nur das bergen, das noch zu retten ist . . .

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin · Redaktion „Armee-Rundschau", Chefredakteur Oberst Karl-Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko, Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny, Prag; Major E. Kutas, Budapest; Oberst I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– M · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über Deutsche Post und NVA – Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 102 Berlin, Rungestraße 20, in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb · In allen übrigen Ländem über den internationalen Buch-Zeitschriftenhandel und den volkseigenen Außenhandelsbetrieb Buchexport Volkseigener Außenhandelsbetrieb der Deutschen Demokratischen Republik, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16 – Postfach 160 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Str. 28/31, Telefon 226 2715, sowie alle DEWAG-Betriebe und deren Zweigstellen und Annahmestellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: GG Interdruck, Leipzig Gestaltung: Horst Scheffler · Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 22. 5. 1974

Fotos: Geb./Uhlenhut (1), Titel; Gebauer (31), S. 13, 14, 15, 16, 17, 38, 57, 68, 69, 70, 71, 77, 90, 91, 92, 93, 94; Uhlenhut (30), S. 9, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 48, 49, 50, 51, 54, 55, 63, 84, 85, Rücktitel; Udowitschenko (2), S. 8; MBD (2), S. 6, 57; Archiv (23), S. 6, 7, 44, 45, 46, 47, 59, 60, 61, 62, 63, 67, 74, 75; ZB (9), S. 6, 21, 24, 25, 82, 83; VA/Klöppel (2), S. 9, 56; Karos (1), S. 9; Propers (1), S. 37; Kitte (1), S. 39; Spisla (1), S. 57; Kitzing (8) S. 76, 78, 79, 80, 81, 83.



„Noch nie einen Luftschiffer gesehen?“

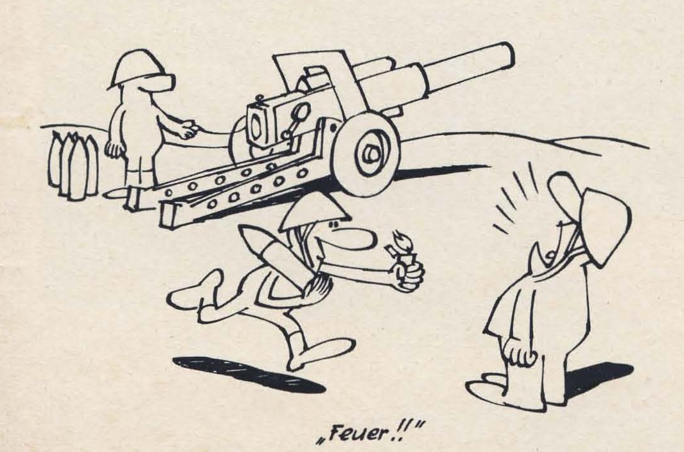




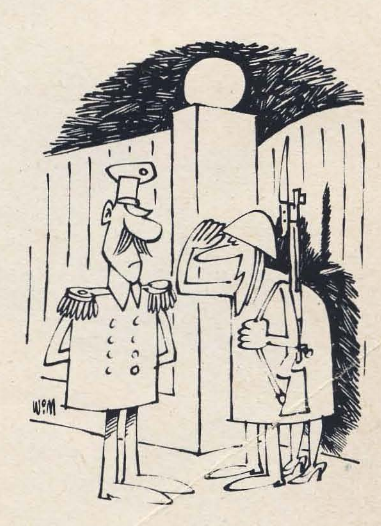
Mit Humor geht alles besser

kommandiert
Willy Moese





„Feuer!!“



„Auf Posten keine besonderen Vorkommnisse!“



31 036

Mit 1,92 m Hallenweltrekordlerin im Hochsprung,
Oberfeldwebel beim ASK Potsdam:

Rita Kirst